Christus

von

Oskar Holtzmann

Wissenschaft und Bildung

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.

Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
3

Christus

von

Oskar Holtzmann
Dr. und a. o. Professor der Theologie

1907
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Merk

Inhaltsverzeichnis.

I.

Das Christentum in der Geschichte.

Christus ist der Begründer der großen Weltreligion, der auf dem weiten Erdenrund vierhundert, fünfhundert Millionen Bekenner zugehören. Mit Stolz können sie darauf hinweisen, daß ihnen anerkanntermaßen die geistige Führung der Menschheit zusteht. Auch der Islam, auch der Buddhismus, auch die bildungsstolze Welt des Konfuzius erkennen nicht bloß widerwillig die erzwungene Oberherrschaft der christlichen Völker an; sie alle nehmen die Bildung der christlichen Völker sich zum Vorbild, freilich meist ebenso widerwillig.

Aber nun geht in der Christenheit allenthalben die Rede, daß diese Vorzüge gar nicht auf Rechnung des Christentums zu setzen seien. Die kaukasische Rasse sei der semitischen und mongolischen durch natürliche Begabung überlegen. Die geistigen Errungenschaften der europäischen und amerikanischen Völker beruhten ganz wesentlich auf der ausgiebigen Verwertung des reichen Erbes, das die griechisch-römische Welt hinterlassen habe. Aber auch Perser und Inder sind kaukasische Völker; sie gehören heute im allgemeinen Wettbewerb zu den Empfangenden, nicht zu den Gebenden; ihre geschichtliche Rolle scheint ausgespielt zu sein. Und nach den riesigen Fortschritten, die Japan im Laufe eines halben Jahrhunderts gemacht hat, wird man nicht leicht geneigt sein, von geringer Begabung der gelben Rasse zu reden. Die griechisch-römische Kultur hatte einen Heimatboden auch in Kleinasien, Ägypten und Nordafrika. Die Völker des Islam haben anfangs reichlichst von dieser Kultur gezehrt, und ihre hohe Blüte bis in die zweite Hälfte des Mittelalters verdankten sie wesentlich dieser Quelle. Aber sie sind nicht oder doch nur gar wenig darüber hinausgekommen. Es bleibt also mindestens eine

offene Frage, ob nicht doch die christliche Religion die wirksame Kraft bei den Kulturfortschritten der christlichen Völker ist.

Diese Völker gebrauchen das Wort „Talent" im Sinn von Begabung. Das ist ein Wort, das aus der griechisch-römischen Welt stammt. Aber bei den alten Völkern bezeichnet es eine große Geldsumme. Der auffallende Wechsel in der Bedeutung hat einen klaren geschichtlichen Grund. Jesus redet in seinem Gleichnis vom anvertrauten Gut von Talenten, die der abreisende Herr seinen Knechten zur Verwaltung gegeben hat. Das bezog die christliche Kirche schon sehr frühe auf die geistigen Gaben, die dem Einzelnen von Gott zur Verwaltung gegeben sind. Sie hat immer im Anschluß an dieses Gleichnis gepredigt, daß keiner sein Pfund unbenützt liegen lassen darf, daß jeder die ihm geschenkten Fähigkeiten zur reichlichen Auswirkung bringen muß. Jeder soll mehr abliefern, als er empfangen hat; das Leben darf nicht fruchtlos verlaufen. Das Christentum verlangt von jeder Generation einen Fortschritt, eine Errungenschaft. Die christlichen Völker müssen um ihrer Religion willen tätige, arbeitsame Völker sein.

Man rühmt es von Friedrich dem Großen, daß er sich als den ersten Diener seines Staates bezeichnet habe; man weiß, daß derselbe Gedanke schon in seinem Vater Friedrich Wilhelm I. lebendig war. Friedrich Wilhelm I. kannte aber nur eine Philosophie, das war sein Christentum. Jesus sagt zu seinen Jüngern: „Ihr wißt, daß die, welche als Herrscher der Völker gelten, sie niederdrücken, und daß ihre Großen sie vergewaltigen. Aber so ist es nicht unter euch. Vielmehr, wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener, und wer unter euch ein Erster sein will, der sei aller Knecht." Jesus selbst ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen. Dieses Wort Jesu stand längst im Katechismus der protestantischen Fürsten Deutschlands. Luther hatte es ihnen mit aller Schärfe gepredigt. Ebenso hatte sich der Papst seit vielen Jahrhunderten als Führer der Christenheit den Titel eines Knechtes der Knechte Gottes beigelegt. Es ist also ein im Christentum wurzelnder Gedanke, daß auch die Führung der Herrschaft ein Dienen sein muß. Dient der Herrscher der Gesamtheit, dann muß auch jeder Untertan in seinem Beruf und an seiner Stelle dienen. So ist es denn kein Wunder, wenn die christlichen Völker allen anderen Völkern an Arbeitsleistung vorangehen.

Aber diese Arbeitsleistung für die Gesamtheit scheint doch keine religiöse Aufgabe zu sein. Wer irdische Güter schafft, fragt oft herzlich wenig nach Gott. Erfinder und Entdecker pflegen keine religiösen Heroen zu sein. Solche Arbeit fragt nach den Menschen und ihren mannigfaltigen Bedürfnissen. Die Religion scheint gerade da ihre Stelle zu haben, wo die menschliche Arbeit aufhört. Sie gibt übernatürliche Bürgschaften für das Wohlergehen, für das Gelingen eines Unternehmens, für die Abwehr einer Gefahr. Man betet um das Glück eines Ehebundes, der Soldat betet vor der Schlacht, die Mutter betet am Krankenbett ihres Kindes. Zu solchem Gebet geht man von der Arbeit weg in das stille Kämmerlein; wer es recht ernst mit seinem Gott meinte, ist wohl auf Lebenszeit in die Stille des Klosters geflüchtet. Was man im besonderen religiöse Leistungen nennt, das soll nur dazu dienen, die Kraft des Gebetes, seine Wirkung auf die geglaubten übersinnlichen Mächte, zu verstärken. So gilt wohl der Bau eines Gotteshauses, die Wallfahrt an eine heilige Stätte, das Bad in einem heiligen Flusse als ein verdienstliches Werk; besonders geschätzt sind die Opfer und mancherlei willkürlichen Entsagungen, durch welche die Gnade der Gottheit gewonnen werden soll. Das ist das Gemeinsame, das fast in allen Religionen irgendwie wiederkehrt. Die Arbeit, welche dem Nutzen der Menschen dient, wird wohl unter den Schutz der Götter gestellt; aber religiös erscheint sie weniger wertvoll als die Werke der Andacht, weil sie um der Menschen willen geschieht und nicht bloß um Gottes willen.

Christus denkt anders. Er rühmt die Werke der Andacht nicht sonderlich. Die Nächstenliebe ist ihm neben der Gottesliebe eine höchste Pflicht. Wo er die zehn Gebote aufzählt, läßt er gewiß mit Absicht die gottesdienstlichen Forderungen weg; aber er nennt die Heilighaltung der Familie, die Heilighaltung des Lebens, die Heilighaltung des Eigentums, die Heilighaltung der Wahrheit. Er will nichts wissen vom langen Gebet: „euer himmlischer Vater weiß, daß ihr das alles bedürfet.“ Das Vaterunser, wie er es seine Jünger gelehrt hat, ist ein Muster der Kürze. Er lebt in einem Volk, das durch eine Unzahl besonderer Satzungen und Gebräuche die Gnade Gottes sich mühsam erwerben will. Jesus mißachtet das strenge Sabbatgebot, mißachtet die hochgehaltenen Gebote religiöser Reinheit; er kümmert sich nichts um die Sitte des Fastens; die Pflicht zu opfern stellt er

zurück hinter die Pflicht der Versöhnlichkeit; es ist gottlos, um eines Gelübdes willen den Eltern die Unterstützung zu entziehen. Der Gnade Gottes ist Jesus auch ohne solche Werke der Andacht gewiß; nicht im Erwerb dieser Gnade besteht ihm die Religion. Weil er immer des Wohlgefallens seines Gottes froh sein darf, kann er sein ganzes Leben in den Dienst der Seinigen stellen; ja, er kann es ruhig im Dienste der Seinigen opfern. Die Arbeit Christi für die Seinigen besteht aber darin, daß er sein Gottvertrauen und seine selbstverleugnende Liebe auf sie überträgt. So gibt das Christentum religiöse Befriedigung und gleichzeitig ein hohes sittliches Ideal. Es ist eine durchaus dem Leben und seinen mannigfaltigen Aufgaben zugewandte Religion. Der Mann, den man einen Fresser und Weinsäufer schalt, der Geselle der Zöllner und der Sünder, hatte nichts von weltflüchtigem Wesen an sich.

Schon der Segen, der aus der Abstreifung aller Gott versöhnenden Leistungen für die Kulturarbeit der christlichen Völker erwächst, ist nicht gering anzuschlagen. An einem der letzten Passahfeste, die in Jerusalem vor der Zerstörung des Tempels gefeiert wurden, sind in wenigen Nachmittagsstunden 250000 Lämmer geschlachtet worden. Ähnliche Opferfeste finden sich überall, wo die Opfersitte besteht. Das ist ein gewaltiger Verlust an nutzbarem Vermögen eines Volkes. Und wenn der Mohammedaner fünfmal im Tag sein gleichförmiges langes Gebet mit genau vorgeschriebenen Bewegungen und Gebärden spricht, so erzieht ihn diese Sitte freilich zu der steifen, abgemessenen Würde, die der Fremde gerne an ihm bewundert. Aber diese Sitte läßt auch nicht zu, daß der Mohammedaner die Kostbarkeit der Minute schätzt, und sie stumpft sein geistiges Leben ab und läßt es veröden. Die Heilsgewißheit, die das Christentum gibt, erlaubt den christlichen Völkern, ihre ganze Kraft der Gewinnung immer neuer, sei's geistiger, sei's materieller, Güter zu widmen. Daher kommt es, daß gerade die protestantischen Völker, denen die Reformation das Gut der Heilsgewißheit aufs neue gegeben hat, also vor allem Deutschland, England und Nordamerika, die führende Stelle im Wettbewerb der Menschheit heute behaupten.

Es ist nämlich zwar urchristliche Überzeugung, daß man in der Gemeinde des Messias jederzeit einen gnädigen Gott hat und daß man sich nicht erst durch besondere Werke der Liebe

Gottes vergewissern muß. Aber inmitten einer anders denkenden Welt kam dieser Gedanke nur gebrochen zur Geltung. In der katholischen Kirche glaubt man noch immer an die Verdienstlichkeit einzelner guter Werke, die besonders geeignet erscheinen, die Gunst der Gottheit dem Menschen zuzuwenden; im Mönchtum wird sogar das gesamte Leben in den Dienst dieser Aufgabe gestellt: um das Heil der Seele zu suchen, wird Geld und Gut, Familienleben und persönliche Freiheit geopfert. Aber auch innerhalb des Protestantismus meint man vielfach, durch besonderes Handeln Gottes Gnade verdienen zu müssen. Der Besuch des Gottesdienstes, der Genuß des Abendmahls, die Betätigung an allerlei kirchlichen Werken und in mancherlei kirchlichen Vereinen, auch die Geldspende für kirchliche Zwecke werden als Mittel beurteilt, wodurch der Einzelne Gottes Wohlgefallen erwerbe. Damit verliert ein Christ die innere Ruhe und Freiheit, die ihm sein Glaube gewähren sollte. Es ist falsch, wenn es in der Einleitung des Württemberger Konfirmationsbuchs heißt: „es müsse eines Christen vornehmste ‚Sorge' sein, eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens zu haben." Gerade über diese „Sorge" will das Christentum den Menschen hinausheben. Aber freilich: wertvoller geistiger Besitz wird kaum durch die Arbeit vieler Jahrhunderte jemals Allgemeingut. Es darf nicht auffallen, wenn die christliche Heilsgewißheit keineswegs bei allen Christen vorhanden ist; geistige Güter werden niemals jedem einzelnen Glied einer menschlichen Gemeinschaft ganz gleichmäßig zugehören.

Und daneben gilt auch hier der andere Satz, daß man das nicht schätzt, was man besitzt. Durch die Reformation und insbesondere durch das evangelische Kirchenlied ist in protestantischen Ländern die Heilsgewißheit Vielen etwas gar Selbstverständliches geworden. Man scheut sich nicht mehr vor dem Tod, man scheut sich nicht mehr vor Gottes Gericht, und damit ist auch die Sündenangst völlig überwunden. Diese Sicherheit, welche in der Reformationszeit als ein hohes Gut empfunden wurde, ist jetzt das Natürliche, Vernünftige. Aber den Gedanken an Gott glaubt man aus der aufgeklärten Weltanschauung streichen zu können. Man will teilnehmen an der schöpferischen Arbeit der menschlichen Gesellschaft; man will möglichst Vielen den breiten Genuß der geschaffenen Güter ermöglichen; man opfert sich auch für Weib und Kind, für Vaterland und Beruf, man erkennt also die sittlichen Aufgaben des Christentums an. Nur die Begründung der

Heilsgewißheit auf die Religion erscheint Vielen wie etwas Fremdes, das einer fernen, längst begrabenen Welt angehört. Es versteht sich scheinbar von selbst, daß man überirdische Mächte nicht zu fürchten braucht. Aber damit sinkt man in Wahrheit auf den unterchristlichen Standpunkt zurück. Auf sich selbst gestellt, ist der Mensch nichts als die Welle im Meer, die einen Augenblick auftaucht und wieder verschwindet. Nur in der Hand Gottes hat er ewigen Wert. Ein flüchtiger Blick in die Religionsgeschichte kann das lehren.

Das religiöse Leben der Menschen stammt ursprünglich aus mancherlei Quellen. Die einfachen Völker finden überall in der Welt verwandtes Leben: nicht nur im Tier, das bald gefürchtet, bald um seines Nutzens willen geliebt wird, ist eine Seele vorhanden, die der menschlichen Seele gleicht. Auch Sonne und Mond, die so freundlich zur Erde niederstrahlen, oder auch zürnend ihr Gesicht verhüllen, und mit ihnen alle die Sterne, die am Himmel auf und nieder gehen; der Wind, der über die Erde hinstreicht; die rieselnde Quelle; der Baum; ja selbst der harte Fels, der drohend auf den Weg des Wanderers herabschaut: das alles sind dem Kinde des Naturvolks lebendige Personen, die ihm bald gut, bald feindlich und falsch gesinnt sein können. Dazu kommt die Unmöglichkeit, ein wirkliches Erlöschen vorhandenen Lebens sich vorzustellen. Der Tote lebt weiter und wirkt auch weiter; der Held, der im Leben Großes geschaffen hat, ruht nicht im Grabe, sondern beschützt noch immer seine Lieblinge und verfolgt seine Feinde. Diese phantasievoll poetische Welt umgibt den Naturmenschen immer, nur daß sie nach dem Maß seiner Fähigkeit hier reich ausgemalt, dort nur dürftig angedeutet erscheint; sie ist der älteste Anknüpfungspunkt für die Religion. Aber nur der Anknüpfungspunkt. Religion selbst kommt erst zustande, wo aus dem Sehnen und Fürchten des Menschenherzens heraus ein Gebet an diese die Welt durchwaltenden Geister sich richtet. Sie sollen den Menschen schützen oder sie sollen ihm wenigstens nicht schaden. Um sie zu gewinnen, bringt ihnen der Bittflehende dar, was ihm selber lieb ist. Je mehr er sich um ihretwillen versagt, desto eher hofft er, daß sie seine Wünsche erfüllen. Werden sie recht verehrt, so behüten sie Volk und Land, behüten das Leben des Einzelnen, seine Familie, sein Eigentum, seine Ehre.

Das Denken des Einzelnen richtet sich in der Religion wie in

den sonstigen Lebensbeziehungen nach dem Denken seines Volkes. Stämme und Völker haben frühe ihre feste religiöse Überlieferung. Die von den Vätern überkommene Sitte bestimmt, welche Gottheiten vorzüglich verehrt werden und in welcher Form das geschieht. Beides beruht auf besonderen Schicksalen und Erfahrungen. Wie die Israeliten im Norden des Karmel von den Kanaanitern hart bedrängt werden, da gedenken sie an den Wüstengott, den sie am Sinai schon verehrt haben, und rufen ihn zu Hilfe. Sie werden über die Feinde Herr, und der Gott vom Sinai bleibt von jetzt ab der Schutzgott Israels, dem alle bisher im Lande verehrten Gottheiten schließlich weichen müssen. Gegen Schluß des Hannibalischen Krieges finden die Römer in den sibyllinischen Büchern eine Weisung, sie sollen die große Göttermutter aus Phrygien zur Hilfe gegen den fremden Feind herbeirufen. Rom hatte damals noch keine engeren Beziehungen zu Kleinasien. Trotzdem wurde der heilige Stein, der die Göttin bedeutete, in feierlicher Weise nach Rom übergeführt. Aber die Göttin half nicht so rasch und wunderbar, daß ihre Verehrung sich den Römern mächtig aufgezwungen hätte.

In solchen Fällen sind es auch immer einzelne Personen, die unter dem Drang der besonderen Verhältnisse von neuer religiöser Begeisterung ergriffen sind und die überlieferte Religion umgestalten. Die Prophetin Debora rief Israel von der Verehrung der Götter Kanaans im Augenblick höchster Not zurück zu dem Gott vom Sinai. Der Spruch über die große Göttermutter in Phrygien, der sich nach mehr als jahrzehntlanger Bedrängnis Italiens durch Hannibal in den sibyllinischen Büchern fand, war das Werk bestimmter Personen. In Ägypten, in Babylon, in Persien und in Indien sind umfassende Umgestaltungen der ursprünglichen Naturreligion schon in alten Zeiten vorgenommen worden: die Götter- und Geisterwelt wird einer Ordnung und Sichtung unterzogen. Der eine Gottesdienst wird begünstigt, der andere zurückgedrängt. Gewisse Hauptgottheiten werden im ganzen Volke verehrt, die Verehrung der andern bleibt auf bestimmte Bezirke, Gemeinden, Familien beschränkt. Das vollzieht sich unter dem politischen Einfluß der Über- und Unterordnung, von der stärkeren Gottheit erhofft man den größeren Schutz. Doch bedarf es auch hier immer der religiösen Deutung der politischen Ereignisse durch einzelne führende Personen.

Die Religionsgeschichte bietet mehr als einmal das eigen-

tümliche Schauspiel dar, daß auf Grund einer irrigen Anschauung doch bleibende Werte geschaffen wurden. Die Betrachtung der Naturdinge als beseelter Wesen, der Tiere als der Behausungen übermenschlicher Geister, die Vorstellung von dem machtvollen Weiterwirken der Seelen Verstorbener, alle diese Grundlagen der Naturreligion schwinden mit der Erweiterung und Vertiefung des menschlichen Wissens unwiederbringlich dahin. Aber ehe das geschehen ist, hat die Religion andere, dauerhafte Grundlagen gewonnen. Aus der Naturreligion ist die sittliche Religion geworden, aus der Naturgottheit die heilige Gottheit, die Recht und Sitte behütet und an kein Naturding gebunden ist. Das geschieht etwa so. Manche Naturdinge spenden immer wieder ihre Wohltaten, der Ölbaum in Attika gibt von Jahr zu Jahr seine Frucht, die Gottheit beschenkt durch ihn immer wieder ihren Liebling: Athene, die Göttin des Ölbaums, ist die Schutzgöttin Attikas. So hatte jeder Gau Ägyptens seinen besondern Schutzgott. Einen solchen Schutzgott fürchtet man nicht in der Weise wie die andern Naturgottheiten. Er ist kein unheimliches Wesen, dessen Launen unberechenbar sind; er ist treu, und man kann auf ihn trauen. So traute Israel auf den Gott vom Sinai, seitdem er ihm gegen die Kanaaniter geholfen hatte. Wer aber einen treuen Freund hat, der kann Zuversicht haben und ist niemals ganz verlassen. Der Glaube an einen Schutzgott gibt dem Charakter des Gläubigen eine Sicherheit, wie sie bloße Naturreligion nicht gewährt. Aber nur der darf sich des Schutzes des Landes- oder Stammesgottes freuen, der die Sitte des Landes oder Stammes bewahrt; wer das bestehende Recht oder Herkommen verletzt, der wird aus der Gemeinschaft des Schutzgottes ausgestoßen. So schließt die Religion einen engen Bund mit der volkstümlichen Sitte. Der junge Römer wuchs auf in der Furcht vor den Göttern seines Hauses, den Göttern seiner Familie, den Göttern des Staates. Das ist aber nicht die Furcht vor der unberechenbaren Laune der Gottheit; es ist die Furcht vor jeder Übertretung der heiligen Sitte, die durch die Götter geschützt wird. So bildet sich der Glaube aus an überirdische Mächte, die das Gute schützen und das Böse bestrafen.

Aber in den alten Religionen sind die Schutzgötter ursprünglich Naturgottheiten, und andere Naturgötter stehen neben ihnen, wirken ihnen auch wohl entgegen. Man weiß aus Homer, welch' reichen Stoff die Phantasie aus dieser Anschauung schöpft. Dieses

Phantasiebild spiegelt die Wirklichkeit wieder, wie sie täglich vor Augen tritt: der Mensch ist das Spiel von freundlichen, feindlichen und gleichgültigen Gewalten, die um ihn und über ihm sind. Die Art, sich mit diesen Gewalten religiös abzufinden, ist glücklicherweise schon beim Naturvolk durch eine feste Überlieferung vorgezeichnet; für den Einzelnen wäre die Aufgabe gar nicht lösbar. Aber je größer die Welt wird, in welcher ein Volk lebt, desto weniger befriedigt das bunte Gewirre eines phantastischen Götterhimmels. Die sittlichen Gottheiten gewinnen den Sieg über die Naturgottheiten, je mehr das gemeinsame Leben den Menschen in Anspruch nimmt. Für Zarathustra spaltet sich die Welt in das Reich des Guten und das Reich des Bösen; die menschenfreundlichen Gewalten bilden ein Ganzes, die menschenfeindlichen ebenso. Noch läßt sich der Naturboden dieser sittlichen Gottesanschauung wohl erkennen: die Welt des Lichtes steht der Welt der Finsternis gegenüber. Jetzt bekämpfen sich Licht und Finsternis, Gutes und Böses; aber einst wird das Licht über die Finsternis, das Gute über das Böse Herr werden. Die ganze Welt der Naturgeister ist hier unter das Gesetz heiliger Sitte gebeugt. Das ist die Religion des großen persischen Kulturvolkes. Aber hier schützt die Gottheit nur noch das heilige Recht; eine Schutzgottheit des Volkes oder des Landes ist sie nicht mehr. Die eigne Beziehung zu dieser heiligen Gottheit muß immer erst aufs neue gesichert werden. Anders ist die Entwicklung der Religion Israels. Der Schutzgott Israels ist mit den Beziehungen seines Volkes gewachsen. Sein Volk wohnt weit vom Sinai weg; bald erinnert nur noch die Bildersprache daran, daß auch dieser Gott eine Naturgottheit, die Gottheit des entfernten heiligen Berges, war. Aber er allein hat nun in Kanaan Macht. Er spendet hier seinem Volke Regen und Sonnenschein. Um den Ertrag des Bodens fleht man zu ihm. Er erzieht aber auch sein Volk, wenn er Überschwemmung und Erdbeben, Heuschreckenplage und Dürre über es kommen läßt. Ja, auch die Ägypter und Assyrer kann er ins Land rufen, um sein Volk zu strafen; so hat er also Gewalt über die fremden Völker. Zuletzt wird er gedacht als der unumschränkte Herr der gesamten Welt. Aber auch dabei ist er noch immer der Hüter Israels. Erst unter der Herrschaft des heiligen Gesetzbuchs, also in der Zeit nach der babylonischen Gefangenschaft, wird eine Bresche gelegt in diese alte Anschauung. Insbesondere das spätere Pharisäertum lehrt,

daß nur der ein wahrer Israelit sei, der das Gesetz hält. Zöllner und Sünder dürfen sich der Gnade Gottes nicht getrösten trotz ihrer Abstammung von Abraham. Gerade an diesem Punkte setzt aber das christliche Evangelium ein. Es ist Jesu Gedanke, daß Gott sich auch des Verlorenen annimmt, daß er sein Eigentum niemals aufgibt, daß er der verirrten Menschenseele immer nachgeht. Gott ist der Schutzgott jedes einzelnen Menschen; er hält über jeden seine schirmende Hand. Aber seine Führungen haben ein ganz bestimmtes Ziel. Er leitet jeden aus der Verirrung und Sünde zu heiliger Vollkommenheit, zu sittlicher Vollendung.

Auf der Stufe des Christentums gibt die Religion nach einem schon früh gebrauchten Bilde eine bleibende Ausrüstung: ein festes, in keiner Not versagendes Gottvertrauen und ein unendliches Streben nach Heiligung in selbstverleugnender Liebe und opferwilligem Dienen. Der gemeinnützige Wert dieses sittlichen Ideales Christi steht außer Frage. Die sogenannte Herrenmoral des Sichauslebens der Persönlichkeit, wie sie seit den Tagen der Renaissance ab und zu gepredigt wird, kann gegen die Moral der dienenden Liebe nicht aufkommen. Sie zwingt die schaffenden Geister in den Dienst der Genußmenschen. Da ist keine rechte Freude beim Schaffen, weil es nicht frei ist, und ebensowenig beim Genießen, weil es den Segen strenger Arbeit verkennt. Aber wo in der menschlichen Gesellschaft jeder im fleißigen Dienen seine Größe suchte, da fühlte jeder seine Kraft, da würden immer neue Güter zur Förderung der Gesamtheit geschaffen. Christliche Sitte braucht keine Verteidigung. Ernstere Zweifel werden aber über den Wert christlichen Gottvertrauens laut.

Der Buddhismus verzichtet auf jede göttliche Verbürgung des Heils. Die Predigt in Benares, mit der Buddha das Elend der Menschen und den Weg der Erlösung schildert, redet nicht von Gott. Leben ist Leiden; Lebensdurst ist der Grund alles Leidens; Aufhebung des Lebensdurstes ist Aufhebung des Leidens; der Lebensdurst wird aufgehoben, wenn man den achtteiligen Pfad geht in rechter Klarheit, rechter Festigkeit, rechter Wahrheit, rechtem Wirken, rechtem Erwerbe, rechtem Streben, rechter Wachsamkeit und rechter Sammlung. Die Befolgung dieses Ideals hilft also über das Leid des Lebens hinweg. Scheinbar ist dem gegenüber das Christentum rückständig. Will es auch keine Werke, durch die Gottes Gnade gewonnen werden müßte, so hält es doch am Segen der Gottesgnade selbst fest. Der Gedanke

des göttlichen Wohlgefallens gibt Jesus und seiner Gemeinde ihre freudige Siegesgewißheit. Das Christentum stellt den Menschen nicht auf sich selbst, wie das der Buddhismus tut. Aber man sieht, welche Folge das hat. Der achtteilige Pfad, das sittliche Ideal des Buddhismus, wird gepriesen, weil er zur Aufhebung des Lebensdurstes führt. Er wird nicht um sein selbst willen geschätzt, sondern weil er religiöse Befriedigung gewährt. Das sittliche Ideal steht hier im Dienste der religiösen Aufgabe. Dagegen macht den Christen seine Gewißheit, daß er immer in Gottes Hand bleibt, frei, seinem sittlichen Ideal in reiner Hingebung ohne jede Nebenabsicht nachzuleben. Es ist etwas Großes, andern zu dienen, wohlzutun ohne Rücksicht auf Dank oder Undank der Menschen; es ist seliger zu geben als zu nehmen. Das sind Gedanken Jesu, die übel entwertet würden, wollte man an sie den andern Gedanken anschließen: durch solches Dienen, durch solches Wohltun, durch solches Geben arbeitest du im Grunde für dich selbst. Du schaffst dir so den Frieden, den du auf anderem Wege nicht findest. Eine solche Weisung bringt auch keinen Frieden in das Herz; sie bringt im Gegenteil Unruhe und Hast in den Menschen und in seine Arbeit. Das ist die Lebenserfahrung, aus der heraus Luther sein Reformationswerk begonnen hat.

Vor Unruhe und Hast bewahrt nun freilich das buddhistische Ideal. Buddha empfiehlt den mittleren Weg zwischen Genuß und Entsagung. Aber damit treibt er auch nicht zu kraftvoller Nutzung der gegebenen Arbeitsmittel. Ein still beschauliches Dasein, das freilich niemandem wehe und unrecht tut, aber auch nichts leistet und keine Güter schafft, das ist das Ziel dieser Frömmigkeit. Es ist nicht zu verwundern, daß der Buddhismus auf ästhetisch gerichtete und wesentlich dem Diesseits zugewandte Gemüter eine große Anziehungskraft ausübt. Ihnen gefällt die Religion, die nach Gott und Heilsgewißheit nicht fragt. Aber ein genaueres Betrachten dieser großen „gottlosen" Weltreligion zeigt deutlich, daß die sittliche Aufgabe notleidet, wenn sie zugleich das religiöse Bedürfen befriedigen soll. Da bleibt man ängstlich und kommt nicht los von sich selbst.

Es ist gut, daß im Christentum die besondern Werke zur Gewinnung der Gottheit in Wegfall kommen, die in andern Religionen den breitesten Raum einnehmen und die freie sittliche Betätigung hindern. Es ist aber ebenso segensreich, daß der Gedanke, mit Gott versöhnt zu sein, im Christentum festgehalten

wird, der Gedanke der Gnade Gottes und die Heilsgewißheit, die diesem Glauben entspricht. Darin findet das religiöse Bedürfen seine Befriedigung und der sittliche Wille eine feste Grundlage für sein freies Wirken. Die Mittelwegsmoral des Buddhismus mag ohne solche Grundlage auskommen; die christliche Moral schaffender selbstverleugnender Liebe bedarf des Gottvertrauens als eines Gegengewichtes. Mit den alten Kennworten des Christentums „Glaube und Liebe" sind die höchsten Werte bezeichnet, welche die Religion zu schaffen vermag. Es ist nicht denkbar, daß das Christentum jemals überholt werden sollte.

II.

Volk und Heimat Jesu.

Das jüdische Volk war schon zur Zeit Jesu Christi über weite Gebiete verstreut. Allein in Ägypten wohnte eine Million Juden; in den Euphrat-Tigrisländern waren sie überaus verbreitet; nach vielen Tausenden zählten sie in Kleinasien; in Syrien und Palästina waren sie doch wohl am zahlreichsten. Auf Cypern und Kreta und in dem nordafrikanischen Nachbarlande Ägyptens, Cyrene, herrschten sie durch ihr Geld. In den griechischen Handelsstädten Mazedoniens und Achajas waren sie überall anzutreffen. Eine große Judengemeinde hatte die Stadt Rom. Aber auch sonst waren Juden in den westlichen Provinzen des Reichs allenthalben, wenn auch nicht immer in größern Gemeindeverbänden, vorhanden.

Der sozialen Gliederung nach gehörten sie den verschiedensten Ständen an. Es sind Ärzte und Handwerker, Handelsleute und Geldausleiher, Schauspieler und Philosophen, Bettler und Gauner. Nur die Landwirtschaft pflegen sie, wenigstens in den westlichen Ländern, nicht. Sie fühlen sich als Fremde und wollen nicht an die Scholle gebunden sein; auch stellt ihr Gesetz einer freien Ausnutzung des Bodens erhebliche Hindernisse entgegen: alle sieben Jahre hindert ein Ruhejahr die Bebauung der Felder, und von allem Ertrag sind große Abgaben an den Tempel in Jerusalem zu leisten, die auch aus der Ferne von frommen Juden, nur eben in Geld, entrichtet wurden.

Überall hielten die Juden fest zusammen. Wo jüdische Interessen in Frage kamen, da hat ein Cicero Mühe, gegen diese engverbundene Gemeinschaft anzukämpfen. Sie fallen auf durch ihre seltsamen Sitten und absonderlichen Gewohnheiten, die sie mit einem Ernste festhalten, der den Heiden ganz unverständlich ist. Das starre Bleiben bei dem väterlichen Gesetze sticht um so mehr in die Augen, als dasselbe Volk, das so treu sein Herkommen

wahrt, sich mit erschreckender Gewandtheit überall an fremden Orten einnistet, sich in fremden Verhältnissen zurechtfindet, sich der ganzen Art seiner Umgebung mit großer Leichtigkeit anpaßt und die geistigen Errungenschaften der andern Völker in kürzester Zeit sich aneignet. So sind sie gleichzeitig starr und geschmeidig, halten ihre Eigenart fest und fügen sich doch wieder in das Fremde.

In ihrer Mehrzahl bleiben sie dem heimischen Gesetz treu und scheuen sich, mit einem Andersgläubigen an einem Tische zu essen. Trotzdem suchen sie auch wieder in sehr dringlicher Weise die Gemeinschaft mit andern. Sie wollen ihre geistigen Vorzüge der Welt kundtun; eine ganze Literatur jüdischer Schriften in griechischer Sprache belehrt die hellenistische Welt über Juden und Judentum. Das Ziel dieser Belehrung ist meistens ein Hinweis auf das heilige Gesetzbuch, auf die prophetischen und sonstigen heiligen Schriften der Juden; schon in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts lagen sie in griechischer Sprache vor und waren jedermann zugänglich. Freilich das bloße Lesen dieser Schriften genügte dem Juden noch nicht. Er war überzeugt, daß diese geheimnisvollen Bücher einer äußerst genauen gewissenhaften Auslegung bedürften. Da ist kein Wort, auch nicht im griechischen Texte, zufällig gewählt. Es bedarf also gründlichster Anleitung, um aus diesen Worten die darin gegebene heilige Gottesoffenbarung und die genauen Bestimmungen des göttlichen Willens zu erkennen. Für solche Anleitung war aber überall gesorgt. Es gab überall Schriftgelehrte, die in das tiefere Verständnis der heiligen Texte einführen konnten; und weit aufgetan waren auch für die Heiden die regelmäßigen Stätten der Gesetzeserklärung, die jüdischen Betepläße oder Gemeindehäuser (Synagogen).

Das war den Heiden vielleicht das merkwürdigste an diesem merkwürdigen Volke. Die Juden hatten überall einen Gottesdienst; aber diesem Gottesdienst fehlte gerade das, was in aller Welt die Hauptsache jedes Gottesdienstes zu sein pflegte: das Opfer vor dem Bilde der Gottheit. Ein irdisches Bild der Gottheit galt dem Juden nicht bloß als etwas Unmögliches, Unerreichbares; es war ein Frevel an der Gottheit. Sie ist überweltlich; der Himmel ist ihr Thron, und die Erde ist ihrer Füße Schemel. Zwar ist der Mensch nach ihrem Bilde geschaffen; aber längst war es verpönt, dieses Wort auf die äußere Gestalt des Menschen zu beziehen; es gilt von dem gottähnlichen Geiste des Menschen. Die

römischen Dichter spotten freilich über den Juden, der nur Wolken und Himmel anbete, weil er beim Gebet seine Arme nach dem Himmel ausstreckt, auch aus Ehrfurcht den Namen seines Gottes nicht nennt und lieber nur von der Wohnung und vom Himmel, als von Gott selbst spricht. Aber die Größe und Erhabenheit dieses Gottesgedankens verkannten gebildete Römer nicht. Der ernste, gelehrte Varro, der durchaus judenfeindliche Tacitus sprechen mit unverkennbarer Achtung von diesem bildlosen Gottesdienst.

Opfer kannte man freilich im Judentum, aber geopfert wurde nur in dem einen weltabgeschiedenen Tempel in Jerusalem. Den sollte nach dem Gesetze freilich jeder jüdische Mann dreimal im Jahre besuchen, aber gar mancher wünschte ihn sein Leben lang wenigstens einmal zu sehen und hat ihn niemals gesehen. Da wo man regelmäßig allerorten zum Gebete zusammenkam, in der Synagoge, stand kein Altar und wurde niemals ein Opfer dargebracht. Man betete nur und erklärte, was in Gesetz und Propheten geschrieben stand. Diese feste jüdische Sitte hatte sich im Lauf der Jahrhunderte gebildet, seit auf das Drängen der Propheten hin und nach Auffindung des heiligen Gesetzbuchs König Josia 621 v. Chr. in gewaltsamem Vorgehen sämtliche Gotteshäuser der Juden außer dem einen Tempel in Jerusalem zerstört hatte. Bald darauf hatte die Wegführung aus dem heimischen Lande nach Babylonien und die dort einsetzende Zerstreuung des Volkes erst über das weite Perserreich, dann über das hellenistische Gebiet, und zuletzt über das gewaltige Gebiet des römischen Reiches der ursprünglichen Gewalttat Josias das göttliche Siegel aufgedrückt. Im fremden, unreinen Land wagte man dem Gott Israels nicht zu opfern; aber man betete zu ihm, man lernte eifrig das Gesetz, man kam zusammen zu seiner Erklärung. Es erwuchs der Stand der Schriftgelehrten, man erbaute Synagogen. Aber beim Opfer hatte man Gott etwas gegeben. Auch jetzt wollte man um der Frömmigkeit willen sich etwas versagen. Fasten und Almosengeben werden neben dem Gebet besondere Leistungen der Frömmigkeit. Fünfmal im Tag wird gebetet, und ein Gebet scheint um so wirksamer zu sein, je wortreicher und schöner es klingt. Umsonst haben Einzelne gegen diese Anschauung geredet.

Die Synagogen waren der geistige Mittelpunkt der jüdischen Ansiedelungen. Der einzelne Synagogenvorsteher oder die Gesamtheit eines Synagogenrates war der anerkannte Vertreter der

Judenschaft eines Ortes. In den Synagogen saß man auch über die Frevler zu Gericht, die irgendwie das Gesetz verletzten. Die Schriftgelehrten waren die Richter, und die Strafe, für geringere Vergehen 39 Peitschenhiebe, für schwere Vergehen der Ausschluß aus der Synagogengemeinschaft, wurde in der Synagoge ausgesprochen, die Peitschenstrafe wurde auch hier vollzogen. Aber die Synagoge war auch der Ort für die Freilassung eines Sklaven; sie konnte sogar zu politischen Versammlungen benützt werden. Ihrer Hauptbestimmung, der Einprägung des Gesetzes, diente sie jeden Sabbat.

Das war nicht die ursprüngliche Bedeutung des Sabbats; daß man am Sabbat das Gesetz lesen und hören soll, ist aus dem Wortlaut des Gesetzes nur auf Umwegen zu erschließen. Aber der Sabbat war der gesetzliche Ruhetag, und die Schriftgelehrten haben die Bestimmungen über die Feiertagsruhe, die im Gesetze schon streng genug sind, mit größter Pünktlichkeit eingeschärft, freilich auch ebenso sorgsam alle Hinter- und Nebentüren aufgewiesen, durch die man diesem Kerker auf gesetzlichem Wege entrinnen konnte. Da nun jede andere Tätigkeit strenge verboten war, so war das Lehren und Hören des Gesetzes die gegebene Sabbatbeschäftigung. Wie engherzig sonst die Sabbatruhe gehandhabt wurde, das zeigt die Berechnung des Sabbatweges. Eine Strecke von 2000 Schritt, etwas über einen Kilometer, das war die größte Entfernung, die ohne künstliche Umgehung des Gesetzes am Sabbat zurückgelegt werden durfte. Tatsächlich weigerten sich die Juden, am Sabbat im Heer zu marschieren, und die Römer gewährten ihnen deshalb Militärfreiheit. Augustus, der ihnen besonders geneigt war, tat für die Sabbatfeier noch mehr: er bestimmte sogar ausdrücklich, daß kein Gerichtsvollzieher einen Juden von Freitag nachmittag drei Uhr ab bis zum Sabbatausgang mit seinen Forderungen belästigen dürfe. Aber ungemein lähmend und hinderlich mußte doch oft genug ein Religionsgesetz empfunden werden, das an jedem siebenten Tag das Lösen und Binden eines Knotens, das Feuermachen, das Schreiben, kurz alles, was irgendwie nach Arbeit aussieht, aufs strengste verbot. Man kann es verstehen, daß Römer und Griechen dieses Verbot aller nützlichen Arbeit tadeln oder verspotten. Und doch hat die Sitte der Sabbatruhe weit über die Kreise des Judentums hinaus sich eine große Gemeinde auch in der römischen Gesellschaft erobert, sogar mit Übernahme des schon am Freitag angezündeten

Sabbatlichtes: „Die Besiegten haben den Siegern Gesetze gegeben,“ meint kopfschüttelnd der Lehrer des Nero, der Philosoph Seneca.

Und dieses besiegte, in der Fremde verstreute Volk drängt seine Sitte den andern Völkern auf und hält sich dabei doch wieder von jedem engern Verkehr mit ihnen möglichst fern. Ein Jude geht nicht in das Haus eines Heiden, ohne sich wenigstens hinterher besonderer Sühnung zu unterziehen; er ißt nicht mit dem Heiden an einem Tisch; er gebraucht nicht, was der Heide berührt und was er vom Heiden gekauft hat, ohne eine feierliche Reinigungshandlung vorzunehmen. Seltsame Gebräuche schränken allenthalben das Leben des Juden ein und grenzen es gegen das Leben der „unreinen Völker“ ab. Eine Quelle endlosen und überaus wohlfeilen Spottes war der heidnischen Gesellschaft die Beschneidung; nächstdem lachte man in allen Schichten der heidnischen Bevölkerung über die Scheu vor dem Schweinefleisch. Aber daneben bewunderte man doch die genaue Regelung des ganzen Lebens durch das heilige Gesetz. Das ganze Leben des Juden war ein ununterbrochener Gottesdienst. Ähnliches erstrebten ja wohl die griechischen und römischen Philosophen. Hier lebte ein weitverzweigtes großes Volk nach einer festen heiligen Ordnung und ließ sich immer wieder aufs neue zu seinen Pflichten ermahnen. Wie rasch vergaßen dem gegenüber die Schüler der Philosophen die Weisungen ihrer Lehrer!

So füllten sich allenthalben die Synagogen mit Judengenossen (Proselyten). Israel ist das Licht der Völker; es geht niemand so leicht achtlos an diesem Lichte vorbei. Horaz weiß, wie viele in Rom zu schwach sind, um dem Drängen der Juden zur Synagoge zu widerstehen. Er kann seinen Freund auf der Straße am Neumondstage nicht zum kurzen Gespräche aufhalten; der jüdische Gottesdienst ruft ihn weg. Es treten keineswegs alle über, die regelmäßig zur Synagoge kommen. Aber es gibt in der heidnischen Welt kaum eine Synagoge, die nicht von zahlreichen Heiden besucht würde. Ist irgend ein hervorragender Mann in der Synagoge zu hören, dann kommt auch wohl fast die gesamte Bevölkerung der heidnischen Stadt hier am Sabbat zusammen. Doch waren die Frauen dabei meistens in der Überzahl.

Aus allen diesen nahen und fernen Gemeinden, von Juden und Judengenossen, gingen jährlich reiche Gaben an den Tempel in Jerusalem. Zwar die Tempelsteuer war für die Einzelnen

nicht hoch; jeder israelitische Mann hatte jährlich etwa 1,75 M. zu zahlen; die Summe war niedrig, damit sie jeder erschwingen konnte; die Verpflichtung begann mit Vollendung des 20. Jahres. Aber bei der Zahl und Größe der Judengemeinden und bei der Fülle sonstiger, dem Gläubigen vorgeschriebenen Tempelabgaben, die wenigstens strenge Juden in Geld nach Jerusalem zahlten, kam doch jedes Jahr zweifellos eine überaus große Summe von allen Gegenden der Welt nach Jerusalem. Dazu kam das Geld freiwilliger Gelübde und außerdem eine Menge mehr oder weniger kostbarer Geschenke an das Heiligtum. Dieser Tempelschatz diente teilweise der Bestreitung des Gottesdienstes, teilweise dem Unterhalt der zahlreichen Priesterschaft.

In Palästina bestand noch — auch nach der römischen Eroberung durch Pompejus — ein eigenes jüdisches Staatswesen. Nur ganz kurze Zeit hatte man versucht, die römische Verwaltung mit ihren kleinen Gerichtsbezirken (Synedrien) auch hier einzuführen. Der Versuch war an der religiösen Art des volkstümlichen Gesetzes gescheitert. Da hatte Cäsar dem Hohenpriester die oberste Gerichtsbarkeit zurückgegeben. Das Synedrium (der Hoherat) in Jerusalem urteilte über die Juden nach jüdischem, nicht nach römischem Gesetz. Nach Cäsars Tod fielen die Parther in das Land. Sie setzten einen König aus dem alten, makkabäischen oder hasmonäischen Königshause in Jerusalem ein. Aber auch Rom ernennt einen König Judäas. Das Königtum Herodes' I., der sich mit Hilfe der Römer Jerusalems bemächtigt, sucht das Judentum zu erhalten und doch möglichst viel griechisch-römisches Wesen in Palästina einzubürgern. An äußerem Glanze hat das Judentum unter diesem König erreicht, was ihm zu keiner andern Zeit beschieden war. Das Gebiet umfaßte ganz Palästina, abgesehen von der phönizischen Küste und einzelnen freien Griechenstädten. In einer Reihe von Städten schuf Herodes alle Zeichen einer blühenden griechisch-römischen Kultur. In Jerusalem baute er den jüdischen Tempel mit Benützung griechischer Kunstmittel um, daneben einen gewaltigen Königspalast mit Gärten und Wasserkünsten, ein Theater, Amphitheater und einen Hippodrom. Auch Jericho mit seinen Dattelpalmen und Balsamstauden wurde eine blühende, griechische Art prächtig zur Schau tragende Stadt. Freier bewegte sich Herodes auf dem halbheidnischen Boden der Landschaft Samaria. Den alten Ankerplatz Stratonsturm schuf er um zu einer prächtigen Hafenstadt Caesarea, deren bequeme Einfahrt die

Schwierigkeiten nicht ahnen ließ, mit denen sie dem Meere abgerungen war. Auch hier fand man alle Herrlichkeiten einer hellenistischen Königsstadt; und weit hinaus ins Meer blinkte der heidnische Tempel, den Herodes hier dem Caesar und der Roma geweiht hatte. Und Herodes begnügte sich nicht mit diesem einen Kaisertempel. Einen zweiten baute er in Sebaste, dem alten Samaria; einen dritten im Norden des Landes über der Jordangrotte von Paneas; auch dieser Stadt gab er den Namen Caesarea. Im eigentlich jüdischen Gebiet hielt sich Herodes im ganzen an das jüdische Gesetz. Doch hat er trotz des strengen gesetzlichen Verbotes, irgend ein Lebendes im Bilde darzustellen, auf eine seiner Münzen den römischen Adler prägen lassen, und dasselbe Zeichen der römischen Obergewalt prangte in einer alles fromme jüdische Empfinden empörenden Weise gerade über dem Tempeleingang. Das haben beherzte jüdische Männer, geführt von zwei angesehenen Schriftgelehrten, kurz vor dem Tode des Herodes heruntergerissen und in Stücke gehauen. Sie mußten es mit dem Leben büßen.

Herodes I. regierte 37—4 v. Chr. Als er starb, hat Augustus nach einigem Zögern in die von Herodes noch vorgeschlagene Teilung des Erbes unter seine Söhne gewilligt. Archelaus erhält als Ethnarch Judäa mit der Hauptstadt Jerusalem und Samaria mit den Städten Sebaste und Cäsarea. Das nordwestliche und südöstliche Judenland, Galiläa und Peräa, erhält der Tetrarch Antipas. Das heidnische Land im Nordosten mit der Hauptstadt Cäsarea Paneas erhält ein dritter Bruder, der Tetrarch Philippus. Alle drei Herrscher hießen im Volksmund König Herodes. Archelaus ist aber als hart und rücksichtslos verhaßt. Er wird schon 6 n. Chr. von Augustus aus Palästina verbannt. Römische Ritter, die überall sich der Herrschaft bemächtigen, wo etwas zu holen ist, erhalten dieses reichste Gebiet Palästinas zur Verwaltung und Ausplünderung. Sie stehen unter dem kaiserlichen Statthalter der Provinz Syrien. Doch Tiberius schützte auch diese kleine Provinz vor allzu schlimmer Aussaugung; während der zweiundzwanzig Jahre seiner Regierung ließ er nur zwei römische Ritter zur Verwaltung nach Palästina gehen. Der zweite war Pontius Pilatus; er war zehn Jahre Prokurator von Judäa und Samaria und wurde kurz vor dem Tode des Tiberius abberufen; er hat also 27—37 regiert. Zwistigkeiten mit der jüdischen Bevölkerung kann man einem Römer nicht zu schlimm anrechnen; es mußte ihm schwer

werden, dieses eigenartige Volk zu verstehen. Zweimal handelt es sich bei solchem Zusammenstoß um Ehrfurchtsbezeigungen des Pilatus gegen den Kaiser: Kaiserbilder oder doch goldene Weiheschilde sollten in Jerusalem aufgestellt werden. Einmal handelt es sich um ein zweifellos nützliches Werk, die Versorgung Jerusalems mit Wasser; dazu wollte der Statthalter die sonst oft recht unwirtschaftlich vergeudeten Tempelgelder verwenden. Endlich ließ Pilatus einen Propheten mit seiner Schar niedermetzeln, der auf dem Garizim die von Mose dort verborgenen Heiligtümer aufdecken wollte. Solche schwärmerische Bewegungen waren meistens nicht harmlos. Sie galten der Befreiung der Juden von der römischen Fremdherrschaft. Auch die Sache Jesu hat Pilatus so beurteilt. Er ahnte nicht, daß diese Verurteilung seinem Namen eine traurige Ewigkeit brachte. Er glaubte diesen König der Juden unbedenklich töten zu dürfen, nachdem ihn das oberste Gericht der Juden bereits zum Tode verurteilt hatte.

Der römische Prokurator hatte in Jerusalem keine leichte Stellung. Der jüdische Hohepriester wurde freilich von ihm eingesetzt, oft genug auch abgesetzt. Aber dieser Hohepriester und die ihm zur Seite stehende jüdische Ratsversammlung hatten trotz ihrer Abhängigkeit auch wieder eine viel weiter reichende Befugnis als der Statthalter, der nur in Judäa und Samaria herrschte und da durch mancherlei Rücksicht gebunden war. Dem jüdischen Hohenpriester war schon 139 v. Chr. von Rom in feierlichem Vertrage das Recht zugewiesen, abtrünnige Juden auch aus dem Rom unterstellten Gebiet vor sein geistliches Gericht zu ziehen. Das Recht hatte dann Cäsar den inzwischen unterworfenen Juden erneuert, und es bestand jetzt noch weiter. Der oberste jüdische Priester konnte also in irgendwelche Stadt des Reiches seine Boten ausschicken, um abtrünnige Juden zur Aburteilung nach Jerusalem bringen zu lassen. Auch sonst galt er als der berufene Vertreter des gesamten Judentums. Er kann sich bei den römischen Machthabern für die Juden Kleinasiens verwenden, und sein Wort findet Gehör wegen des großen Einflusses, den er auf das weithin verstreute, aber durch Geldmittel und begeisterte Anhängerschaft überaus mächtige Volk besitzt.

Die Juden Palästinas waren freilich kaum besser gestellt als sonstige Untertanen des römischen Reiches. Der Steuerdruck lastete schwer auf der Bevölkerung. Zu der Ausplünderung durch die staatlichen Behörden kam die Unmasse heiliger Abgaben nach

Jerusalem. Im ganzen Lande wimmelte es von Zöllnern, welche die Abgaben für den Staat erhoben. Man haßte sie wegen ihres Geschäftes und weil sie durch ihr Geschäft in meistens nicht einwandfreier Weise wohlhabende Leute wurden. Sie hatten ihre Stelle gegen bestimmte Zahlung gepachtet; nun sorgten sie, daß sie nicht bloß das von ihnen vorgestreckte Geld, sondern noch reichen Gewinn darüber hinaus erzielten. Genau dieselbe Spitzfindigkeit, mit der man nach Weisung der Schriftgelehrten z. B. das Sabbatgebot umging, wandten diese Zöllner an, um möglichst klug die Befugnisse auszubeuten, die ihnen durch den allerdings bestehenden Tarif zukamen. Zöllner und Räuber wurden darum in dieselbe Linie gestellt; man glaubte ihnen nicht zur Wahrheit verpflichtet zu sein. Ob sie das Geld unmittelbar für Rom oder für die herodianischen Fürsten erhoben, machte keinen Unterschied. Zu dieser verhaßten Besteuerung kam dann noch in Judäa und Samaria die besondere Kopfsteuer, der Census. Es ist für die geistige Art der damaligen Juden bezeichnend, daß nicht die Abgabe selbst, sondern die Abgabe an den heidnischen Herrn hauptsächlich den Widerspruch hervorrief. Und nun hatte man doch auch in Palästina die jährliche Tempelsteuer zu bezahlen. Dann unterschied man dreierlei Zehnten, der von allem Ertrag gegeben werden sollte und zweifellos auch vielfach gegeben wurde: der erste fiel an die Tempeldiener, der zweite sollte zur Festfeier im Tempel verwandt werden, den dritten erhielten die Armen. Aber auch das war nicht genug; noch außerdem sollte von allem, was der Boden und die Herde brachte, sowohl das erste als auch das beste dem Herrn gegeben werden. Dazu gab es kaum ein bedeutsameres Ereignis im Menschenleben, das nicht mit irgendwelcher heiligen Abgabe verbunden war.

Palästina war im Gebirge ein rauhes und armes Land; in geschützter Lage, im nördlichen Jordangau, am See Gennesaret, in der Ebene gegen das Meer hin gedieh der Weinbau; Ölbäume und Feigenbäume wurden überall gepflegt, weniger der Granat- und Mandelbaum; von Fruchtarten wurden Gerste und Weizen bevorzugt. In Galiläa wurde viel Leinen verarbeitet, im Gebirge Judäas weideten Schaf- und Rinderherden. Von altersher war der Honig- und Milchreichtum Palästinas berühmt. Aber reich wurden vor allem die Leute, die des Handels halber auf Reisen gingen. Ihre großen Güter ließen sie dann wohl von Sklaven bestellen, mit denen sie von Zeit

zu Zeit Abrechnung hielten. Das Geldgeschäft blühte auch in Palästina. Kapital muß Zinsen tragen: das wußte jedermann. Der zahlungsunfähige Schuldner wird unbarmherzig gefangen gehalten, bis jemand für ihn seine Schulden bezahlt oder er selber sie abverdient hat. Er kann auch verkauft werden. Doch auch freundliche Züge fehlen nicht: der Geldausleiher schlägt die Schuld nieder, die nicht einzubringen ist. Aber ein großes Heer von Armen und Bettlern war vorhanden. Es sind die Krüppel, die Blinden, die Kranken, die nicht arbeiten können und nun an den Straßen und vor den Häusern der Reichen liegen. Auf den Märkten warten die Leute oft den ganzen Tag vergebens auf Arbeit. Immerhin waren die Ansprüche an das Leben gering, und so findet sich bei aller Armut auch wieder eine harmlose, über alles ängstliche Rechnen erhabene Gastlichkeit. Das Trinken von Wein fiel gelegentlich auf; aber nicht bloß beim Passahfest wurde selbst in den niedrigen Kreisen Wein getrunken. Die Sklaverei hatte mannigfache Formen. Am härtesten war das Los des Sklaven in kleinem Haushalt, wo er das Feld zu bestellen und zugleich die Küche zu besorgen hatte. Viel freier waren die Sklaven, die für den reichen Herrn fern von seinem Wohnort das Gut bearbeiteten. Freilich war der Oberknecht oft gefürchteter als der Herr. Gerade unter solchen Sklaven, die eine große Schar bildeten und verhältnismäßig selbständig lebten, kam es leicht zu Sklavenaufständen. Freundliche Liebe des Herrn zu seinem Sklaven und Fürsorge für ihn war gewiß keine vereinzelte Erscheinung. Ebenso war man aber auch daran gewöhnt, daß der Herr den schuldigen Sklaven mit einem Axthieb entzweispaltete, ohne daß jemand danach zu fragen hatte.

Im Mittelstand und in den Kreisen der kleinen Leute fand sich überall lebendige Frömmigkeit; man besuchte die Synagoge; man richtete sich im wesentlichen, soweit es irgend anging, nach dem Gesetz und nach seiner Auslegung durch die Schriftgelehrten; man pflegte auch gerne die religiöse Hoffnung in reichlicher Ausmalung der jenseitigen und künftigen Welt; die Art dieser Bilder war durch die gesamte auf den Einzelnen wirkende geschichtliche Überlieferung bestimmt, im ganzen orientalisch-hellenistisch. Es gab mancherlei Richtungen der Frömmigkeit.

Die streng Gesetzlichen oder die Pharisäer taten sich untereinander eng zusammen und sonderten sich ebenso von dem Volke im Lande ab, das ihnen als unrein galt. Durch eine Menge

besonderer Vorschriften, die sie für sich und ihre Anhänger aufstellten, sicherten sie die Gesetzeserfüllung: sie zogen einen Zaun um das Gesetz. Ihrer Partei gehörte namentlich die große Mehrzahl der Schriftgelehrten an, die in den Synagogen redeten. Eben dadurch hatten sie den größten Einfluß auf die Massen des Volkes. — Andere Fromme zogen sich von dem Weltleben möglichst zurück; es gab Einsiedler, es gab auch Einsiedlerkolonien und eine Art klösterlicher Verbände. Man nannte diese Leute Essener. Hier ehrte man wohl den Gesetzgeber aufs höchste; aber auf die Opfer im Tempel verzichtete man: der geistige Gottesdienst, wie ihn die Synagoge pflegte, wurde höher geschätzt. Die besondere Frömmigkeit zeigte sich darin, daß man keinerlei Eid leistete, keine Waffen trug, oder doch nur zur Verteidigung. Viele verzichteten auch auf die Ehe. Mit besonderer Vorliebe waren die Gedanken auf die Welt der Engel und Geister, auf die geheimnisvollen Kräfte der Natur, kurz, auf die übersinnliche Welt gerichtet. Aus diesen Kreisen gingen auch Seher hervor, die sogar andere in der Seherkunst unterwiesen. An diese Kreise schlossen sich aber auch die frommen Gemüter an, die, ohne aus ihren gegebenen Verhältnissen herauszutreten, die Sehnsucht nach dem verheißenen Messias und seinem Reiche pflegten, so wie etwa im Lukasevangelium Simeon und Hanna geschildert werden. Pflegte doch im jüdischen Haus der Vater sein Weib und seine Kinder eingehend an der Hand der Schrift im Glauben zu unterrichten, die großen Vorbilder aus der alten Zeit dem heranwachsenden Geschlechte vor Augen zu halten. Er pflanzte ihnen auch den Glauben ein, daß sie nach dem Tode mit den Vätern Israels vereinigt würden, wenn sie auf Erden Treue gehalten hätten. Diese häusliche Erziehung nötigte den Hausvater, sich mit Glaubensfragen eingehend zu beschäftigen; sie wurde ergänzt durch den Gottesdienst in der Synagoge. Und wie die einen sich hier zu strenger Gesetzlichkeit und ernster Pflichterfüllung antreiben ließen, so schwelgten andere gerne in den Bildern des Jenseits und der Zukunft. Oft genug ging beides auch nebeneinander her.

Außer Pharisäern und Essenern war noch eine dritte Richtung vorhanden. Sie war ursprünglich politischer Art, hatte aber allmählich, durch die Ereignisse gezwungen, ihren politischen Charakter fast ganz abgestreift. Das waren die Sadduzäer. Sie lebten vom Gegensatz gegen die Pharisäer, auch gegen die Essener. Sie wollten ein frommes Judentum, aber ein Judentum, das sich

mit der Welt möglichst vertrug. Der Gesetzespflicht sollte genügt werden, aber Satzungen, die darüber hinausgingen, lehnte man ab; eine nüchtern verständige Art wollte auch von der Pflege der Jenseitsgedanken und Zukunftshoffnungen nichts wissen. Sehr volkstümlich war diese aufklärerische Gesinnung nicht. Diese Richtung berührte sich nahe mit der Stimmung, die in den reichen Familien der Juden fast überall zu finden war. Gab man das gesetzliche Leben auch nicht gerade auf — es kam auch das vor —, so wollte man doch alle Tage herrlich und in Freuden leben. Man hörte auf Moses und die Propheten, solange sie einem die Bequemlichkeit und Behaglichkeit des gewohnten Lebens nicht störten. Doch gab es auch in diesen Kreisen Leute, die sich um den rechten Weg zum Leben wenigstens kümmerten und die mit Wahrheit sagen konnten, daß sie die großen Grundgebote menschlichen Zusammenlebens niemals gröblich verletzt hatten.

Aber trotz der Diesseitsstimmung der meisten Reichen und trotz der Erwerbslust, die weite Kreise beherrschte, trat doch der religiöse Charakter des gesamten Volkslebens sehr stark hervor. Der Schriftgelehrte ist der angesehene Führer des Volkes. Auch in Jerusalem galten die Schriftgelehrten im Grunde mehr als die herrschenden Priester, obgleich die Schriftgelehrten meistens keine öffentlich anerkannte Stellung haben. Die Priester mochten die gottesdienstlichen Ordnungen und die Opfergebräuche kennen; der Schriftgelehrte weiß, daß das ganze Leben ein Dienst Gottes sein muß. Einem Schriftgelehrten erzählt Jesus, wie Priester und Levit unbarmherzig am Verwundeten und Beraubten vorübergehen; er scheint damit nur zu sagen, was man von Priester und Levit allgemein voraussetzte. Und wenn die Frommen mit breiten Gebetsriemen prangten und mit besonderer Länge der vorgeschriebenen blauweißen Quasten an den vier Zipfeln des Oberkleids, wenn sie sich an die Straßenecken stellten, um beim Gebet von zwei Straßen aus erschaut werden zu können, wenn sie am Fasttag möglichst jämmerlich daherschlichen, damit sie von den Leuten gesehen würden, so erkennt man daraus, wieviel der ganzen Bevölkerung daran lag, fromme Vorbilder in ihrer Mitte zu haben. Als besonders häßlicher Zug wird genannt, daß Schriftgelehrte unter dem Vorwande langer Gebete die Habe armer Witwen verzehren. Es gab also Witwen, die ihren letzten Pfennig dem schriftgelehrten Seelsorger aushändigten, gerade wie von der Witwe berichtet wird, die zu dem Opferkasten geht, um alles,

was sie überhaupt hat, dem Tempel zu geben. Wo so viele tägliche Pflichten gegen Gott zu erfüllen waren, da war nun auch oft ein böses Gewissen und Schuldbewußtsein vorhanden; selbst die Sühnung dieser Schuld durch Opfergaben und fromme Teilnahme an der jährlichen Feier des Versöhnungsfestes war heilige Pflicht; ihre ungenügende Erfüllung häufte wieder neue Schuld auf den Menschen. Darüber setzten sich ja die Vielen hinweg, die sich immer beruhigen, wenn sie der volkstümlichen Sitte genügt haben. Aber ernste Gemüter dachten daran, daß das heilige Gesetz jeden verflucht, der es nicht völlig erfüllt hat; und in solchen Gemütern wohnte eine unruhige Hast, eine quälende Angst, stumme Ergebung oder wilde Verzweiflung. Das waren Ausnahmefälle; aber es waren die Edelsten, die zu diesen Ausnahmen gehörten.

All dieser Frömmigkeit haftete etwas Äußerliches, Kleinliches an. Seelsorger hatte man gar viele; aber man sehnte sich nach einem Propheten. Ein geistig hungerndes Volk scharte sich bald um einen jüdischen Hirten Athronges, der sich als den gottverheißenen König ausgab, bald um den Samariter, der auf dem Garizim die von Mose verborgenen Heiligtümer wiederzufinden versprach, bald um Theudas, der seine Schar trocknen Fußes durch den Jordan führen wollte, bald um einen Ägypter, der vom Ölberg aus durch sein Wort die Mauern Jerusalems zu Falle zu bringen hoffte. So strömt auch alles zum Täufer Johannes, so auch zu Jesus. Es war ein unklares Wünschen und Sehnen, wie bei allem Drang, der am Vorhandenen keine Befriedigung findet. Aber daß eine neue, große Offenbarung Gottes bevorstehe, diese Empfindung hatten doch sehr Viele, ehe Jesus auftrat.

III.

Quellen des Lebens Jesu.

Über das Leben Jesu haben wir aus dem Altertum biblische und außerbiblische Nachrichten. Die vier Evangelien des Neuen Testamentes sind aus einer großen Zahl evangelischer Schriften am Ende des zweiten Jahrhunderts ausgeschieden worden. Die Männer, die an dieser Fertigstellung des Neuen Testamentes arbeiteten, waren treue Seelsorger, keine Geschichtsforscher; das Erbauliche galt ihnen mehr als das Geschichtlich-Wahre. Sie wollten in den heiligen Büchern ihre Auffassung von der Erlösung wiederfinden. Das Matthäusevangelium, das Lukasevangelium sind verhältnismäßig späte Erzeugnisse; aber sie haben im Neuen Testament eine Sammlung der Worte Jesu völlig verdrängt, die auf einen der zwölf Apostel zurückging und im zweiten Jahrhundert noch vorhanden war. Die wichtigste Urkunde über das apostolische Zeitalter ist neben den echten Paulusbriefen das Tagebuch eines Begleiters des Paulus, der mit dem großen Apostel von seinem Weggang aus Antiochia in Syrien bis zu seiner Ankunft in Rom zusammengewesen ist; dieses Tagebuch ging uns verloren; nur ein dürftiger Auszug davon findet sich im Neuen Testament, in dem zweiten Teil der Apostelgeschichte. Das Christentum, das die Apostelgeschichte wiederspiegelt, schien wundervoller zu sein, als der schlichte Bericht dieses Tagebuchs. War nun die Sammlung des Neuen Testamentes ein Segen?

Sie ist eine Tatsache. Eine große Anzahl urchristlicher Schriften wurde nicht mehr abgeschrieben und ging verloren, weil sie im Neuen Testament nicht standen. Wir haben nur Bruchstücke von den Evangelien, die in das Neue Testament hätten aufgenommen werden können, aber keine Aufnahme gefunden haben. Diese Bruchstücke sind jetzt in deutscher Übersetzung jedermann zugänglich in dem Werke von E. Hennecke, Neutestamentliche Apo-

kryphen, Tübingen-Leipzig 1904. Auch noch heute ist es schwer, diese Bruchstücke zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Nicht bloß die Gemeinden, auch die wissenschaftlichen Arbeiter sind an die Jahrtausende alte Überlieferung innerlich gebunden, daß die Wahrheit über Jesus nur im Neuen Testament zu finden sei.

Es gibt ursprüngliche Nachrichten über Jesus, die nicht aus seiner Gemeinde stammen. Doch das ist wenig. Jesu öffentliche Wirksamkeit war kurz; sie spielte sich in einem entlegenen Winkel des römischen Reiches ab; eine politische Umwälzung ist nicht von ihm ausgegangen. So schweigen die Geschichtschreiber; nur der Jude Josephus hat eigens von ihm erzählt; in seiner jüdischen Geschichte konnte er ihn nicht unerwähnt lassen. Aber dieses Werk des Josephus wurde in der Christenheit viel gelesen. Da hat eine fromme Hand den ursprünglichen Bericht des pharisäischen Juden als unpassend und anstößig entfernt und durch einen andern ersetzt: da wird denn Jesus als der Messias bezeichnet; das Volk der Christen wird hoch gepriesen. Noch der Kirchenvater Origenes (185—254 n. Chr.) hat in seinem Josephus ganz anderes gelesen. — Nur beiläufig spricht Tacitus von Jesus, wo er die Christenverfolgung des Nero erzählt. Tacitus, der eine Konsul des Jahres 97 n. Chr., weiß, daß der Stifter der Christengemeinde Christus unter Kaiser Tiberius und unter der Prokuratur des Pontius Pilatus hingerichtet wurde; der christliche Glaube habe sich trotzdem nachher von seiner Heimat Judäa bis nach Rom ausgebreitet. Also keinesfalls ist das Christentum erst ein Erzeugnis des zweiten Jahrhunderts; Zeit und Heimat seiner Begründung stehen fest. — Was spätjüdische Legenden über Jesus erzählen, hat etwa denselben Wert, wie die späteren christlichen Kindheitsevangelien, in denen uns die Wundertaten des in der Zimmermannswerkstätte beschäftigten Jesuskindes vorgeführt werden; man lernt daraus die Stimmung und den Geschmack derer kennen, die solche Sagen zuerst erzählt haben.

Von Christen bezeugt Paulus Geburt, Niedrigkeit, Kreuzestod und Auferstehung Jesu; an diesen Tatsachen hängt ihm vor allem das Heil. Aber er weiß auch, daß Jesus die Ehescheidung verboten hat, daß Jesus Jünger ausgesandt hat, die ein Evangelium verkündigen und dabei auch ihren Unterhalt finden sollten; er weiß, daß nach Jesu Wort einer ins Himmelreich kommen kann, auch wenn er gestorben ist; er weiß, daß Jesus in der Nacht vor seiner Verhaftung im Kreise seiner Jünger das heilige Mahl

begründet hat. Auch kennt er die Worte vom bergeversetzenden Glauben und von der Nächstenliebe als der Zusammenfassung aller Gottesgebote. Und sicher hat er die Worte des Herrn, soweit sie ihm bekannt waren, als heilige Grundsätze in seinen Gemeinden zur Geltung gebracht. Er stand nicht bloß unter dem Eindruck des Kreuzestodes und der Auferstehung des Messias; die lebendige Persönlichkeit Jesu mit ihrer scharf ausgeprägten Eigenart besaß für ihn eine überragende Bedeutung. Er beugte sich ehrfurchtsvoll unter sie.

Wir können die Persönlichkeit Jesu in ihrer Besonderheit so gut geschichtlich erfassen, wie irgend eine geschichtliche Gestalt jener Tage. Unsre Quellen sind nicht unzuverlässig. Schon Paulus gibt uns ein Bild Jesu. Der eindringenden Arbeit des vorigen Jahrhunderts ist es aber auch gelungen, die Entstehung unsrer vier biblischen Evangelien aufzuhellen und damit auch ihren Quellenwert darzutun. Ich werde versuchen, die Resultate dieser Arbeit so vorzuführen, daß zugleich ihre Richtigkeit und Sicherheit deutlich wird.

Von den vier biblischen Evangelien sind die drei nach Matthäus, Markus und Lukas genannten einander besonders nahe verwandt. Fast alles, was das kurze Markusevangelium gibt, findet sich in gleichem oder doch überraschend ähnlichem Wortlaut auch bei Matthäus und Lukas, meistens bei beiden, nur selten bei einem von beiden allein. Nur das Gleichnis vom Samenkorn und die Geschichte von der Flucht eines Jüngers bei Jesu Verhaftung (Mark. 4, 26—29; 14, 51. 52) finden sich weder bei Matthäus noch bei Lukas. Wenn wir Markus nicht hätten, würden wir von biblischen Stoffen nur diese beiden kleinen Stücke entbehren. — Zum Markustexte kommen nun bei Matthäus und Lukas noch etwa vierzig Abschnitte hinzu, die Matthäus und Lukas ebenso miteinander gemein haben wie den Markustext. So haben Matthäus und Lukas in weitestem Umfang parallel laufende Texte. Die besondern Stücke, die nur Matthäus oder nur Lukas bieten, sind wertvoll; aber sie treten an Zahl hinter den gemeinsamen Stücken zurück.

Ist nun das ganze Markusevangelium ein Auszug aus den Evangelien des Matthäus und Lukas? Griesbach hat das 1789 in einer damals Aufsehen erregenden Schrift behauptet. Das Wenige, was Markus über Matthäus und Lukas hinaus hat, ist dann eigne Hinzufügung des Markus. Aber diese Meinung ist

falsch: Markus gibt uns vieles in einer ursprünglicheren Form, als es Matthäus und Lukas bieten. Ich nehme ein Beispiel: Jesu Jünger übertreten das Sabbatgebot, indem sie Ähren ausraufen. Das erzählen uns Markus (2, 23—28), Matthäus (12, 1—8) und Lukas (6, 1—5). Jesus verteidigt seine Jünger, indem er auf die alttestamentliche Erzählung verweist, nach welcher David auf seiner Flucht vor Saul in den Tempel von Nob kam und sich dort von dem Oberpriester Schaubrote geben ließ. Im Texte des Markus liegen zwei deutliche Abweichungen von der alttestamentlichen Erzählung vor: 1. nach Markus fand diese Geschichte statt unter dem Hohenpriester Abjathar, nach 1. Sam. 21 unter Abjathars Vater Ahimelech; 2. im Text des Markus ist zweimal von den Begleitern Davids die Rede; nach der alttestamentlichen Erzählung wundert sich Ahimelech geradezu darüber, daß David ganz allein, ohne jeden Begleiter, kommt. Von diesen beiden Abweichungen haben Matthäus und Lukas nur die eine, daß David Begleiter bei sich hat. Der Fehler der Chronologie ist bei Matthäus und Lukas vermieden; die Zeitbestimmung „unter dem Hohenpriester Abjathar" lassen sie aus. Eine so fehlerhafte Zeitbestimmung hat Markus gewiß nicht nachträglich eingeschoben; wer die alttestamentliche Geschichte kennt, der erinnert sich auch an den Priester Ahimelech, der David die Schaubrote und das Schwert des Goliath gab. Nur in der Geschichte selbst oder bei ihrer ersten mündlichen Wiedergabe konnte eine solche, fast nur der Zunge zuzuschreibende Entgleisung vorkommen; das haben dann sorgliche Schriftsteller wie Matthäus und Lukas korrigiert. Aber noch mehr. Das Ährenausraufen der Jünger gibt den Anlaß zu einem herrlichen Wort Jesu über den ursprünglichen Sinn der Sabbateinrichtung; das lautet bei Markus: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen; also ist des Menschen Sohn auch ein Herr über den Sabbat." Von diesen beiden enge zusammenhängenden Sätzen steht bei Matthäus und Lukas nur der letzte, nur die Folgerung ohne die Begründung. Hier kann nicht Markus erst nachträglich den Satz eingeschoben haben; denn die Folgerung, daß des Menschen Sohn ein Herr über den Sabbat ist, wird tatsächlich erst verständlich aus dem Gedanken, daß der Sabbat für den Menschen geschaffen sei. Aber an diesem großen Wort Jesu, das die Enge der jüdischen Sabbatfeier aufhebt, haben Matthäus und Lukas Anstoß genommen. Dieses Wort paßte nicht zu dem Schöpfungsbericht,

damaligen Verhältnissen Palästinas erwarten. Aber bei Johannes weist schon der Täufer auf Jesus hin als auf das Gotteslamm, das der Welt Sünde tilgt; seine Jünger bezeugen: „wir haben den Messias gefunden“; Nathanael erkennt in ihm den König Israels: die spätere Zeit kann es nicht begreifen, daß der Gottessohn auf Erden weilte und sich nicht immerfort als Gottessohn kundtat. Das Johannesevangelium sagt nicht, wie Jesu Leben geschichtlich verlaufen ist, sondern wie sich die Christen des zweiten Jahrhunderts das Leben eines Messias dachten. Es gibt eine Idealschilderung, nicht einfache Geschichte.

Und das führende Ideal ist nicht das Ideal Jesu. Der war „der Zöllner und der Sünder Geselle“; von dem lichten Christus des Johannesevangeliums heißt es: „jeder, der das Böse tut, haßt das Licht und kommt nicht zum Licht, damit seine Werke nicht entdeckt werden“; dieser Christus spricht im Gebet: „ich bitte nicht für die Welt“. Er preist seine Liebe mit dem Wort: „Größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben läßt für seine Freunde“; der Apostel Paulus preist die Liebe Christi, der für die Feinde gestorben ist. Nur ein Sittengebot enthält das Johannesevangelium: Christi Jünger sollen einander lieben; Jesus zeichnet in der Gerichtsrede, im Samaritergleichnis, im Lazarusgleichnis eine Liebe, die an keine Schranke menschlicher Gemeinschaft gebunden ist.

Der hohe Wert und die erhabene Schönheit des Johannesevangeliums stehen außer Frage; aber sein Wert ist ein anderer als der eines Quellenbuches; es ist kein Bericht, es ist ein Hymnus auf Christus.

Von nichtbiblischen Evangelien kommen nur drei als etwaige Quellschriften in Betracht: das Hebräerevangelium, das Petrusevangelium und das Ägypterevangelium. Vom letztgenannten sind nur ganz wenige Reste erhalten, die eine teils phantastische, teils weltflüchtige Frömmigkeit wiederspiegeln. Aber lernen kann man auch hier. Z. B. sah die ägyptische Christenheit in der Begleiterin Jesu, Salome, eine Jungfrau, nicht aber die Mutter von Jakobus und Johannes. Vom Petrusevangelium besitzen wir die Leidens- und Ostergeschichte. Es ist deutlich späte Arbeit. Das bestbezeugte Kreuzeswort „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ist nicht wie bei Lukas und Johannes als anstößig einfach ausgefallen, aber in die Klage verwandelt „Meine Kraft, meine Kraft, warum hast du mich verlassen?“ Wertvoll sind die Bruch-

stücke des Evangeliums der aramäischen Christen Palästinas, des Hebräerevangeliums. Hier war das Vaterunser doch gewiß im ursprünglichen Wortlaut festgehalten. Nun lautet hier aber die Bitte um das Brot: „Unser Brot für morgen gib uns heute". Die Versuchungsgeschichte ist hier als Rede Jesu überliefert. In den biblischen Evangelien steht sie ausführlich nur bei Matthäus und Lukas; Markus gibt nur eine kurze Erwähnung; er setzt voraus, daß man sie aus der Sammlung der Reden Jesu kennt. Und woher sollte man von diesen Versuchungen Jesu wissen, wenn Jesus sie nicht erzählt hätte? Die Überlieferung des Hebräerevangeliums hat auch sonst ihre Vorzüge; wenn auch hier manches Sagenhafte, namentlich in den Ostergeschichten, vorliegt, so teilt das Hebräerevangelium nur das Schicksal aller Evangelien.

Einzelne Worte Jesu sind außerhalb aller evangelischen Erzählung überliefert. Die meisten sind unecht, auch die, welche man neuerdings auf alten ägyptischen Papyrusstreifen gefunden hat; nur drei wird man vielleicht für echt halten dürfen. Das eine findet sich in der Apostelgeschichte am Schluß der Rede des Paulus zu Milet: „Geben ist seliger denn nehmen"; das zweite führt der Märtyrer Justin zuerst als Wort Jesu an: „wobei ich euch ergreife, werde ich euch richten", also: der Endzustand entscheidet über den Wert des Menschen; das dritte wird später sehr häufig angeführt: „werdet gute Wechsler", d. h. lernet Edelmetall von schlechtem Metall unterscheiden, erwerbet euch gute Urteilskraft.

Außerhalb der biblischen Evangelien fließen also nur spärliche Quellen, die ab und zu eine kleine Ausbeute geben; aber auch das Johannesevangelium hat nur geringen Quellenwert. Um so dringlicher ist die Frage nach der

IV.

Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelien.

In den Ostererzählungen des Markus und Matthäus heißt es, Jesus werde seinen Jüngern in Galiläa erscheinen; nach Lukas erschien er ihnen in und bei Jerusalem und verlangt auf das bestimmteste, daß sie bis zum Pfingstereignis in Jerusalem bleiben. Der Widerspruch ist nicht gleichgültig. Wenn der Auferstandene den Jüngern in Galiläa erschienen ist, so war es eine mutige Tat, daß die Jünger bald nachher in die Stadt zurückkehrten, die ihren Meister gekreuzigt hatte. Bei dem Geschichtsbilde des Lukas geht diese mutvolle Rückreise aus Galiläa nach Jerusalem völlig verloren. Und dieser Widerspruch ist nur einer von vielen. Darauf haben zuerst die Wolfenbütteler Fragmente hingewiesen, die Lessing 1774—1778 herausgab. Der Sturm, der damals durch Deutschland ging, brachte Segen. Mit der Erkenntnis der Widersprüche in den Evangelien begann die streng wissenschaftliche Arbeit, die uns heute ein viel klareres Bild von der Urgeschichte des Christentums ermöglicht, als es frühere Zeiten gehabt haben. Auch die Gestalt Christi kann jetzt deutlicher und klarer erfaßt werden. Das muß auch ein Gewinn sein für den Glauben, dem es ernsthaft um die Fortwirkung Jesu Christi zu tun ist.

Die Feststellung der Quellen zeigt einen sichern Weg, sich bei manchen Widersprüchen der Evangelien zurechtzufinden. Die Redequelle und Markus sind die beiden Urkunden, an die wir uns vor allem halten müssen. So erklärt bei Markus Jesus schon auf dem Gang nach Gethsemane, er werde vor seinen Jüngern in Galiläa sein; daran erinnert nachher der Engel, den die Frauen am Ostermorgen im Grabe sehen. Dagegen weiß Markus in seinem ursprünglichen Texte, wie er sich in den ältesten Handschriften findet, nichts von Erscheinungen des Auferstandenen in und bei Jerusalem. Matthäus folgt dem Markus durchaus; aber trotzdem glaubt er, den Auferstandenen auch schon bei seinem

Grabe zeigen zu müssen. Durch den von ihm übernommenen Bericht des Markus ist es ausgeschlossen, daß die Jünger Zeugen dieser Erscheinung sind. Darum erzählt Matthäus, daß die Jüngerinnen Jesus in der Nähe seines Grabes gesehen haben; freilich sagt ihnen der Auferstandene nichts, was ihnen nicht zuvor der Engel gesagt hätte. Abschließend schildert dann Matthäus noch in einem groß angelegten Bilde die durch Jesus und den Grabesengel angekündigte Erscheinung in Galiläa. Auch hier liegt höchstens eine sehr verschwommene Erinnerung an wirklich Geschehenes vor. Das Gebot des Auferstandenen: „gehet hin und lehret alle Völker" war den Jüngern noch siebzehn Jahre nach des Paulus Bekehrung gänzlich unbekannt. Sie wußten, daß Petrus zum Apostel unter den Juden berufen sei; für die Heidenwelt draußen schienen Paulus und Barnabas um ihrer Erfolge willen die rechten Apostel. Der Schluß des Matthäusevangeliums, soweit er über Markus hinausgeht, kommt also für die Erkenntnis des Wirklich-Geschehenen nicht in Betracht. Lukas hat den Grabesengel gegen Markus verdoppelt, schon das ist Willkür. Die beiden Engel reden noch von Galiläa; nur sagen sie nicht, daß Jesus dort erscheinen werde; sondern: dort habe Jesus von seiner künftigen Auferstehung geredet. Solche Willkür erschien dem Evangelisten als berechtigte Herstellung des ursprünglichen Textes. Die Christenheit, unter der er lebte, erzählte bereits nur von Erscheinungen des Auferstandenen in und bei Jerusalem. Also konnten die Engel nichts anderes gesagt haben. Wir sehen also an diesem Beispiel, daß die Erkenntnis der Quellen und des allmählichen Werdens unserer Evangelien die Möglichkeit darbietet, aus dem Wirrsal der Widersprüche herauszukommen und trotz dieser Widersprüche die geschichtliche Wahrheit zu erkennen.

Einen andern Weg zur Ergründung des Ursprünglichen müssen wir einschlagen, wenn die Reden Jesu — namentlich bei Matthäus und Lukas — verschieden überliefert sind. Die sogenannte Bergpredigt beginnt bei Lukas wie bei Matthäus mit Seligpreisungen, und sie endigt mit dem prächtigen Doppelgleichnis vom klugen und unklugen Baumeister. Bei Lukas ist es eine Rede Jesu an seine von ihrem Volk verstoßenen, in Armut, Hunger und Not lebenden Jünger; sie preist Jesus glücklich, weil eben sie die Erben des Gottesreiches sind, und er ruft klagend sein Wehe über die Reichen, Satten, Fröhlichen, von jedermann Geehrten.

Kein Neid soll seine Jünger gegen solche Leute erfüllen: diese Menschen sind zu bedauern, weil ihr jetziges Glück dahinschwindet. So verlangt Jesus, daß die Seinigen ihre Feinde lieben, ihnen nach Kräften wohltun, ihnen Gutes wünschen und für sie beten. Die Jünger sollen sich nicht wehren, wenn ihnen Böses geschieht: ihre Liebe soll sich darin groß zeigen, daß sie denen wohltun, die ihnen übeltun. Zeigt sich doch auch Gottes Größe darin, daß er unbekümmert um Dank oder Undank seine Wohltaten fort und fort spendet. Die Gegner seiner Gemeinde sind blind und von Blinden geführt. Männer, die selbst einen Balken im Auge haben, können dem andern den Splitter nicht aus dem Auge ziehen. Da sieht man denn aus den Früchten, wie der Baum ist. Aber auch Jesu Predigt bringt nur gute Frucht, wo man sein Wort nicht bloß hört, sondern auch danach tut. Dann hat man auch für den Tag der Not und Überschwemmung seinen Bau auf den Felsen gegründet. Das ist eine Rede aus dem Leben und für das Leben.

Aber Matthäus hat diese Rede zu einer großen Programmrede Jesu umgestaltet. Da stockt er gleich im Eingang. Die Seligpreisung der Armen und der Weheruf über die Reichen ist ihm ärgerlich: also hat Jesus das anders gemeint. Die Armen sind nun die „geistlich" Armen, die Hungernden werden zu solchen, „die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet"; nach Matthäus hat Jesus die gepriesen, die des Himmelreiches wert sind: da dürfen dann auch die Sanftmütigen, Barmherzigen, Herzensreinen, Friedfertigen nicht fehlen; dagegen bleiben die schwerverständlichen Weherufe weg. Glücklicherweise hat aber Matthäus doch noch eine Spur seiner Vorlage unberührt gelassen; Leidtragen ist keine Tugend; die Seligpreisung der Leidtragenden paßt unter die Seligpreisungen der Gedrückten, wie sie bei Lukas stehen, nicht unter die Seligpreisungen der Frommen, unter denen sie jetzt bei Matthäus steht. Also hat Matthäus geändert, nicht Lukas. An die Seligpreisung der Frommen reiht Matthäus ein Wort über die Aufgabe der Jünger: sie sind das Salz der Erde, sie sind das Licht der Welt. Viel anspruchsloser klingt es bei Markus und Lukas, wenn Jesus in beiden Evangelien zuerst einmal die Jünger mahnt, das Licht, das ihnen gegeben ward, auf den Leuchter zu stellen, und dann wieder an ganz anderer Stelle von seinen Jüngern fordert, das ihnen gegebene Salz nicht unbrauchbar werden zu lassen. Eindrucksvoller und wirk-

samer ist freilich die Zusammenstellung beider Worte bei Matthäus mit dem weitem Ausblicke auf die Erde und die Welt. Das hätten Markus und Lukas nicht geändert, wenn sie es in der Form des Matthäus gefunden hätten. In der Bergpredigt des Matthäus legt nun Jesus in breiter Weise seine Stellung zum jüdischen Gesetze dar zuerst im allgemeinen, dann mit Veranschaulichung am fünften, sechsten und achten Gebot. Hier sind Worte Jesu verarbeitet, die uns zum Teil bei Markus und Lukas, zum Teil sogar bei Matthäus selbst in andern Zusammenhängen begegnen; so das Gebot, lieber auf eines seiner Glieder zu verzichten, als in die Sünde zu willigen, und das Verbot der Ehescheidung. Die Arbeitsweise des Evangelisten Matthäus wird aber am deutlichsten, wenn nun bei Besprechung der alttestamentlichen Gebote der Vergeltung und der Nächstenliebe plötzlich wieder der Wortlaut der Jüngerrede begegnet, die auch bei Lukas mit den Seligpreisungen beginnt, und welche die Grundlage der ganzen Bergpredigt des Matthäus bildet. Aber diese Jüngerrede gewinnt in solchem Zusammenhang eine grundsätzliche Bedeutung, die freilich ihrem Werte entspricht, durch welche sie aber die Art einer Gelegenheitsrede ganz verliert. Es folgt nun bei Matthäus das Wort über Almosengeben, Beten und Fasten, ein selbständiges Stück in schönem dreiteiligem Aufbau; aber Matthäus hat dieses schöne Gleichmaß zerstört, indem er im mittleren Teile das Vaterunser einreihte; richtiger erzählt uns Lukas, bei welcher Gelegenheit Jesus seinen Jüngern diese Gebetsformel gab. Auch die sich anschließenden Warnungen vor dem Mammonsdienst und vor unnötiger Sorge finden wir bei Lukas außerhalb dieser Rede als besondere Worte Jesu wieder. Erst dann folgen bei Matthäus Sprüche, die in der „Bergpredigt" des Lukas stehen: die Mahnung, nicht zu richten, das Wort vom Splitter und Balken; die besondere Beziehung aber, die diese Worte bei Lukas haben, kann man hier nicht erkennen. Nach einer Mahnung zum Gebet, die aus anderem Zusammenhang eingeschoben ist, steht dann die Forderung: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen"; so heißt es auch in der Bergpredigt des Lukas; Matthäus fügt noch hinzu: „Das ist das Gesetz und die Propheten". Bei Lukas hat der Satz die besondere Beziehung auf die Feinde der Jünger; wie die Jünger wünschten, daß ihre Feinde sich gegen sie verhielten, so sollen sie sich selbst diesen Feinden gegenüber betätigen. In der All-

gemeinheit, wie ihn Matthäus gibt, ist der Satz gar nicht unbedenklich; sündige Menschen haben auch sündige Wünsche; es ist ein übler Grundsatz: „ich will, daß der für mich lügt; darum will ich auch für ihn lügen", oder milder: „ich will von dem gelobt sein; darum muß ich ihn loben." — Trägt so die ganze Bergpredigt des Matthäus den Charakter einer breiten Darlegung der Grundsätze christlicher Lebensführung, so paßt dazu, daß gegen Ende die Forderung steht, durch die enge Pforte zum Leben einzugehen (das ist auch bei Lukas ein Gelegenheitswort an die Jünger) und daß vor falschen Propheten und vor dem Wortchristentum gewarnt wird. Hier sind Worte der Bergpredigt des Lukas aufgenommen; aber bei Lukas warnt Jesus vor den pharisäischen Schriftgelehrten, die seiner Gemeinde gegenüberstehen, bei Matthäus vor künftigen Irrlehrern, die in der Christengemeinde der Zukunft auftreten werden. Bei Lukas mahnt Jesus die Jünger, seine Worte nicht bloß zu hören, sondern auch zu befolgen; bei Matthäus spricht er, in Erinnerung an eine bei Lukas überlieferte Gleichnisrede Jesu, als der künftige Weltrichter, der die von sich weisen wird, welche sich an dem Herr-Herr-sagen genügen lassen. Den Abschluß bildet auch bei Matthäus das Doppelgleichnis von den beiden Baumeistern.

Aus den beiden Fassungen der Bergpredigt erkennt man die Arbeitsweise des Matthäus. Unter seinen Händen wandelt sich überall der ihm überlieferte Stoff, das einzelne Wort gewinnt eine andere Bedeutung, zum mindesten einen anderen Klang. Und doch ist seine Arbeit im wesentlichen die Zusammenfügung eines Mosaikbildes aus meistens überlieferten Worten. Manches Wort findet sich sogar bei ihm in ursprünglicherer Form als bei Lukas. So hat bei Lukas das Wort von Gottes Vorbild die blasse Form: „er ist gütig auch gegen Undankbare und Schlechte"; Matthäus gibt uns den wunderbar farbenprächtigen Ausdruck Jesu: „er läßt seine Sonne aufgehen über Gute und Böse, und läßt regnen auf Gerechte und Ungerechte". Hier hat sich Lukas mit schlichter Wiedergabe des Sinnes begnügt; es kommt auch vor, daß er an der überlieferten Form Anstoß nahm. Nach Markus (14, 62) rief Jesus im Hohenrat seinen Richtern zu: „ihr werdet das Menschenkind sehen sitzend zur Rechten der Allmacht und kommend auf den Wolken des Himmels". Auch an diesem überlieferten Text des Markus ist etwas geändert; ein die unmittelbare Nähe dieser Wiederkunft bezeichnendes „von nun an" ist

getilgt; es steht noch in den aus Markus stammenden Texten des Matthäus und Lukas. Aber Lukas sagt nur: „von nun an wird das Menschenkind zur Rechten der Allmacht Gottes sitzen"; er schweigt von dem Kommen auf den Wolken; denn er weiß, daß das immer noch nicht eingetreten ist. Also kann nach seiner Meinung Jesus nicht gesagt haben, was er bei Markus und Matthäus sagt. Die Ehrfurcht vor dem Herrn verbietet ihm, das überlieferte Wort in der überlieferten Form weiterzugeben.

Schriftsteller, die so mit ihren Quellen verfahren, sind nicht einfach glaubwürdig. Zur Feststellung des tatsächlichen Verlaufes muß man über die Evangelien hinaus nach der ersten Überlieferung fragen.

Die eine Quelle, das Markusevangelium, ist uns erhalten. In ihm treten uns einige Grundtatsachen deutlich vor Augen, die bei Matthäus und Lukas mehr oder weniger verwischt sind. Zuerst das Messiasgeheimnis. Die Himmelsstimme, die Jesus bei seiner Taufe hört, ist nach Markus nur an ihn gerichtet. Die Besessenen erkennen ihn, aber dürfen nicht sagen, daß er der Messias ist. Erst wie Simon Petrus in ihm den Messias erkennt, redet Jesus als der künftige Messias zu seinen Jüngern; aber sie sollen es niemand sagen, daß er der Messias ist. Erst seit dem Einzug in Jerusalem tritt Jesus öffentlich, und nun immer wieder, als Messias auf. Diese Entwicklung tritt nur bei Markus deutlich hervor; aber trotzdem bestätigt auch Matthäus die Richtigkeit dieser Darstellung, nur bei ihm erwidert Jesus auf das Bekenntnis des Petrus: „Fleisch und Blut", also irgend ein irdischer Mund, „hat dir das nicht geoffenbart". — Auch die Geschichte von Erfolg und Mißerfolg Jesu läßt sich bei Markus am klarsten erkennen. Der große Erfolg am ersten Sabbat in Kapernaum wird ausführlich geschildert, kürzer der Erfolg in der Nachbarschaft. Aber bei seiner Rückkehr nach Kapernaum erregt er zunehmendes Ärgernis; die Gegner wünschen schon jetzt seine Beseitigung. Trotzdem wächst sein Einfluß auf die Bevölkerung; er hat einen geschlossenen, durch die Zwölfzahl bestimmten Jüngerkreis neben der großen Gemeinde, die ab und zu geht. Umsonst wollen seine Angehörigen ihn von der öffentlichen Wirksamkeit abbringen. Jetzt erzählt man Wunderdinge von ihm; er predigt auch, freilich erfolglos, in Nazareth; seine Jünger schickt er paarweise zur Predigt aus, und wie sie zurückgekehrt sind, da strömen ihm Menschen auch in die entlegenste

Einsamkeit nach, und wo er ist, da geschehen Wunder durch ihn. Da kommt ein plötzlicher Umschlag. Schriftgelehrte aus Jerusalem beobachten die neue Gemeinde. Auch sie nehmen Anstoß an ihr. Da erklärt Jesus nicht bloß, daß er sich und seine Jünger nicht an die Vorschriften des Hohenrats bindet; er verkündigt vor allem Volk, daß das Gesetz von rein und unrein vor Gott nicht gelte. Da muß er das jüdische Gebiet verlassen: er kommt bis Sidon, dann an das heidnische Ostufer des Gennesaretsees; am jüdischen Westufer landet er wohl einmal, aber er muß es sofort wieder verlassen. Nun zieht er das Jordantal hinauf bis in die Dörfer von Cäsarea Philippi. Hier erlebt er mit dem Bekenntnis des Petrus wieder einen Erfolg. Da entschließt er sich, in den offenen Tod nach Jerusalem zu gehen: der Messias kann ja nicht im Tode bleiben. Heimlich zieht er durch Galiläa; er will unerkannt sein; auch in Kapernaum ist er mit seinen Jüngern allein; die Bevölkerung meidet ihn. Erst als sie durch das Ostjordanland nach Süden ziehen, hat Jesus wieder große Volksmassen um sich, die er belehrt. Bei der Furt von Jericho betritt er Judäa, und nun folgen noch die großen Tage der Messiaskundgebung in Jerusalem.

Das ist im ganzen ein völlig glaubwürdiges Geschichtsbild. Nur darf man auch das Markusevangelium nicht mit dem Maßstab der wissenschaftlichen Geschichtschreibung messen, selbst nicht der wissenschaftlichen Geschichtschreibung, wie sie die Alten gekannt haben. Das Markusevangelium ist ein Volksbuch von Jesus; es ist aus der gläubigen Gemeinde herausgewachsen und für die gläubige Gemeinde geschrieben. So zerfällt es in lauter einzelne „Geschichten"; das sachlich Gleichartige wird möglichst ohne Unterbrechung aneinander gereiht: so nimmt man Anstoß, daß Jesus Sünden vergibt, mit Sündern verkehrt, seine Jünger nicht fasten läßt, es duldet, daß sie den Sabbat brechen, ja selber den Sabbat bricht (2,1—3,6). Diese Erzählungen stehen an ihrer geschichtlichen Stelle; späteres Ärgernis, wie der Streit wegen des Händewaschens, wird später berichtet. Aber der starke Eindruck, daß Jesus in dieser Zeit immer wieder Anstoß gab, läßt den Erzähler aus dieser Zeit nur solche Erlebnisse Jesu berichten. Ferner ist diesem Volksbuch Zweifelsucht fremd: was man Wunderbares von seinem Helden erzählt, das nimmt Markus bewundernd auf. Da hat man seit lange, vielleicht nicht mit ganz glücklichem Gegensatz, Heilwunder und Naturwunder unterschieden.

Nach der Erzählung des Markus werden in dem aufgeklärten, bildungsstolzen Jerusalem keine Kranken zu Jesus gebracht; das geschieht nur in den Dörfern Galiläas und dem umliegenden Heidenland; der blinde Bettler von Jericho steht mit diesen Hilfesuchenden auf einer Stufe. Daß geringe ungebildete Leute in einem prophetischen Mann den Arzt für alle mögliche leibliche Not aufsuchen und anstaunen, dafür hat man aus allen Zeiten und den verschiedensten Ländern Beispiele genug. Die suggestive Macht einer starken Persönlichkeit erzielt in vielerlei Krankheitsfällen bald vorübergehende, bald dauernde Heilung. Und oft bedarf es gar nicht der Einwirkung eines andern, sondern nur des Erwachens bestimmter Vorstellungsreihen im Kranken selber, um eine oft völlige Veränderung des Krankheitsbildes herbeizuführen. So sind gewiß schon Kranke durch Berührung irgend eines Heiligtums gesund geworden: weil es ihnen heilig war, hat es die Wirkung auf sie ausüben können. Aus dem Bilde Jesu würde ein wertvolles Stück wirklicher Geschichte wegfallen, dürften wir ihn uns nicht umgeben von hilfesuchenden Kranken vorstellen. Auch da tritt uns die helfende Liebe entgegen, die sich in seiner treuen seelsorgerlichen Predigt betätigt, und die er in seinen Gleichnissen und Sprüchen immer wieder empfiehlt. Wenn man noch Zeit und Ort in Rechnung zieht, darf man vielleicht den überraschenden Satz wagen: es wäre etwas Unerwartetes und Wunderbares, wenn Jesus solche Wunder nicht getan hätte.

Aber die einzelnen Heilungsgeschichten können wir auf ihre Richtigkeit nicht prüfen. Wahrscheinlich ist das Wunder ab und zu vergrößert; manches, wie die Heilung des Besessenen in der Synagoge oder die Heilung des Gichtbrüchigen in dem mit Menschen gefüllten Hause wird kaum anders vorzustellen sein, als es beschrieben ist: nur reden wir nicht mehr von einem Besessenen, sondern von einer gewaltigen nervösen Erregung. Dagegen die Heilung eines Aussätzigen, die Auferweckung des Töchterleins des Jairus, die plötzliche Genesung eines Taubstummen begreifen wir nicht. Aber wir haben hier kein Maß, um Sage und Geschichte voneinander zu scheiden.

Als Naturwunder rechnet man die beiden Speisungsgeschichten, die Stillung des Sturms und das Wandeln auf dem Wasser, die Verklärungsgeschichte. Außerhalb des religiösen Gebietes ließe sich wohl kein Gebildeter heutzutage solche Stoffe als geschichtliche

Wahrheit bieten; das hindert durchaus nicht, daß er ihnen eine gewisse dichterische Wahrheit zuerkennt. Es hindert auch nicht, daß man den Anlaß zu solchen Erzählungen bei der geschichtlichen Person Jesu sucht. Wäre sie nicht von überragender Bedeutung, so hätte man nicht so Großes von ihr erzählt. Bei der Entstehung des einzelnen können mehrere Ursachen zusammengewirkt haben. Schon Elisa speist mit zwanzig Gerstenbroten hundert Männer, und in Babylon wurde ähnliches von einem Helden der Urgeschichte erzählt. Aber übertragen wurde das doch nur auf Jesus, weil sich irgend ein Anknüpfungspunkt fand: sei's, daß er tatsächlich die Hungernden, die er selig preist, auch mit leiblicher Nahrung speiste (das scheint mir das Richtige zu sein), sei's, daß es ein Bild für die geistige Kräftigung ist, die er oft mit wenigen Worten vielen gespendet hat. Auch die Wunder auf dem See scheinen schon der älteren Religionsgeschichte anzugehören; doch muß in der Geschichte Jesu oder in der nachfolgenden Glaubenserfahrung von Jesus ein Anlaß gewesen sein, die vorhandene Sage auf ihn zu übertragen. Völlig durchsichtig scheint die sinnbildliche Art der Verklärungsgeschichte zu sein. Es ist das Bild des Meisters, in dem Petrus den Messias erkannt hat und der ebendamit den Ehrenplatz einnimmt zwischen Moses, dem Bringer des Gesetzes, und Elias, dem Führer der Propheten: eine Vision des Petrus.

Durch das Markusevangelium erfahren wir, was man etwa nach dem Tode des Petrus und Paulus, also ungefähr 65 n. Chr., über den Gang der Wirksamkeit Jesu wußte oder zu wissen glaubte. Eine religiöse Gemeinde, die in ihrem Begründer den gottgesandten Erlöser verehrt, wird nun gewiß schon nach einem Menschenalter das Leben dieses Erlösers von höherem Lichte umstrahlt sehen: das darf man bei der Beurteilung des Markusevangeliums nicht vergessen. Aber zum Phantasiebild wird darum die Erzählung des Markus noch lange nicht. Ein Messias aus dem unbekannten Ort Nazareth, auftretend in dem ebenso unbekannten Kapernaum, ein Freund der Verworfenen, ein Feind des Gesetzes, ein Messias, der sich trotz umfassender öffentlicher Wirklichkeit und trotz großer Erfolge lange nicht als Messias kundtut, der als ein Ausgestoßener mit seinen Jüngern im Heidenland umherirrt, bis ihn endlich einer seiner Getreuen erkennt und er selbst sich zum Todesgang nach Jerusalem entschließt: das ist eine allem Erwarten so sehr entgegengesetzte Erscheinung, daß von

ihr nur erzählt werden konnte, wenn sie geschichtliche Wirklichkeit geworden war.

Aus Matthäus und Lukas gewinnen wir die zweite Quelle wieder, die Redesammlung, die von dem Apostel Matthäus stammt. Sie bestätigt uns das Bild, das uns Markus gibt. Auch hier heißt Jesus der Zöllner und der Sünder Geselle; auch hier streitet er mit Pharisäern und Schriftgelehrten; auch hier weiß er nicht, wohin er sein Haupt legen wird; wer mit ihm ziehen will, darf nicht einmal seinen Vater zuvor bestatten; wie Elia und Elisa muß auch er zu den Heiden gehen. Aber ein Zeichen vom Himmel gibt er diesem Geschlechte nicht; sein Geheimnis kennt nur der Vater im Himmel; kein irdischer Mund hat es Petrus geoffenbart; auch seine Jünger sollen das Heilige nicht den Hunden geben. Der Königsohn muß in ein fernes Land reisen, ehe er sein Königtum antreten darf: der Messias muß sterben, ehe er in seiner Herrlichkeit erscheint. — Es ist wertvoll, daß uns diese Reden meistens in doppelter Fassung überliefert sind. Wir können oft mit ziemlicher Sicherheit entscheiden, ob ein Wort bei Matthäus oder bei Lukas geändert ist, und wir haben auch gewisse Maßstäbe, um diesen Reden mit einiger Wahrscheinlichkeit ihren rechten geschichtlichen Platz zu geben. Als echte Gelegenheitsworte setzen sie meist eine ganz bestimmte Lage voraus; ebenso weist aber das Leben Jesu in der Zeichnung des Markus ganz bestimmte Perioden auf. Wir sind also in bezug auf die öffentliche Wirksamkeit Jesu, was unsere Kenntnis anlangt, nicht schlechter gestellt, als in bezug auf die weitaus größten Strecken der alten Geschichte. Freilich gilt das nur von der öffentlichen Wirksamkeit Jesu: das Markusevangelium beginnt mit dem Auftreten des Täufers; auch die Redequelle scheint mit der Rede des Täufers begonnen zu haben, wahrscheinlich der Rede, die Jesus vor seiner Taufe gehört hatte; diese Sammlung der Herrnworte enthielt aber auch keine Leidensgeschichte.

Da geben uns ja Matthäus und Lukas noch mancherlei eigenen Stoff; jeder einen Stammbaum Jesu, jeder eine Geburts- und Kindheitsgeschichte, jeder eine beträchtliche Anzahl Reden, die der andere nicht hat, jeder noch allerlei größere oder kleinere geschichtliche Zusätze. — Von allem dem sind die durch Matthäus oder Lukas überlieferten Reden Jesu das Wertvollste. Sie sind wohl da und dort überarbeitet: wir sehen ja, wie Matthäus die auch bei Lukas überlieferten Reden umgestaltete und wie auch

Lukas aus irgend einem Anstoß oder nur um zu kürzen geändert hat. Manche Worte Jesu bei Lukas, vor allem in der Erzählung von der Kreuzigung, gehen überhaupt nicht auf Überlieferung zurück, sondern sind erbauliche Dichtung. Aber viele nur bei einem Evangelisten überlieferten Reden des Herrn stammen sicher aus der Redequelle. Matthäus hat nur das eine Gleichnis vom verlorenen Schaf, Lukas die drei Gleichnisse vom verlorenen Schaf, Groschen und Sohn. Bei Lukas steht nur das Gleichnispaar vom Sauerteig und Senfkorn; die andern Gleichnispaare von Perle und verborgenem Schatz, vom Unkraut unter dem Weizen und vom Netz, die Matthäus daneben hat, fehlen dem Lukas. Das dürfte Zufall sein. — Dagegen haben die schönen Weihnachts- und Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas keine geschichtliche Wahrheit. Sie widersprechen sich. Bei Matthäus wohnen Joseph und Maria in Bethlehem, bei Lukas kommen sie nur um der Schätzung willen dahin. Diese Schätzung des Quirinius fällt sicher erst in das Jahr 6 n. Chr., als der älteste Sohn des Herodes Archelaus nach zehnjähriger Regierung abgesetzt worden war; bei Matthäus fällt die Geburt Jesu unter die Regierung des Herodes, und erst in Ägypten hört Joseph von dem Regierungsantritt des Archelaus. Aber vor allem konnte Jesus sein Messiastum nicht verschweigen, wenn, wie es Lukas erzählt, die himmlischen Heerscharen schon seine Geburt begrüßt und die Hirten sie verkündet hatten, oder wenn — nach Matthäus — die Weisen aus dem Morgenland ihm ihre Gaben geopfert haben. Auch das Verhältnis des Täufers zu Jesus wird durch die Geburtsgeschichte bei Lukas in ungeschichtlicher Weise verschoben. Noch das Johannesevangelium weiß, daß der Täufer Jesus nicht gekannt hat, bis Jesus zu ihm zur Taufe kam. — Die beiden Stammbäume rühren aus andern Quellen her als die beiden Geburtsgeschichten. Beide führen Jesu Geschlecht durch Joseph als seinen leiblichen Vater auf David zurück: es soll doch die Blutsverwandtschaft mit David aufgewiesen werden. Aber abgesehen von den Vorfahren des David, die nach alttestamentlicher Überlieferung gegeben werden, haben Matthäus und Lukas in der ganzen Liste nur drei Namen miteinander gemein, den Namen des Vaters Joseph und den Namen des Führers der zurückkehrenden Exulanten des Jahrs 538, Serubabel, des Sohns des Sealthiel. Matthäus führt den Stammbaum durch die Königsreihe von Juda, die er aber ungenau wiedergibt, Lukas leitet Jesu Geschlecht von einem unbe-

kannten Sohn Davids, Nathan, her. Aber nach Joh. 7, 41. 42 wollte man nicht an Jesus als an den Messias glauben, weil er nicht von David herstamme, und im Markusevangelium erklärt Jesus die Meinung der Schriftgelehrten für falsch, daß der Messias Davids Sohn sei; der Messias heiße im 110. Psalm Davids Herr.

Man muß vorsichtig sein, wenn man die Evangelien zur Feststellung geschichtlicher Wahrheit benützt. Das gilt aber von allen Geschichtsquellen, wo nicht unmittelbare Urkunden vorliegen. Wir dürfen die Glaubwürdigkeit der Quellen des Lebens Jesu recht hoch einschätzen; aber mit unfehlbaren Schriften haben wir es nicht zu tun.

V.

Geschichte Jesu.

Wie die Mohammedaner nach der Hedschra, so rechnen wir nach Jahren der Geburt Christi. Aber die Mohammedaner sind uns in diesem für die Religion ganz gleichgültigen Punkte überlegen: sie haben zweifellos den richtigen Zeitpunkt als das Jahr der Flucht des Propheten festgehalten; von dem für die Geburt Christi angesetzten Zeitpunkt kann man mit derselben Bestimmtheit sagen, daß Jesus nicht in ihm geboren ist. Es ist ja klar, wie dieser Termin gefunden wurde. Im dritten Kapitel bei Lukas ist das Auftreten des Täufers in das 15. Jahr des Tiberius gesetzt, das nach Jahren der Stadt Rom von August 781 bis August 782 reicht; in demselben Kapitel heißt es aber auch, daß Jesus bei seiner Taufe durch Johannes etwa dreißig Jahre alt war. Nun galt der 6. Januar als Tauftag Jesu; Jesus kam aber erst zu Johannes, wie dieser schon einige Zeit gewirkt hatte: so setzte man die Taufe Jesu auf 6. Januar 783 der Stadt Rom; als Zeitpunkt der Geburt Christi wurde dann die Jahreswende von 753 auf 754 angenommen. — Aber Lukas bietet neben der Möglichkeit dieser Rechnung noch zwei davon wesentlich verschiedene Angaben. Nach seinem ersten Kapitel fällt die Verkündigung der Geburt Christi, die Geburt des Täufers und die Schwangerschaft der Maria in die Tage des Königs Herodes. Damit ist gewiß Herodes I. gemeint, der nach unantastbarer Rechnung im Jahr 4 vor Beginn unsrer Zeitrechnung gestorben ist. Bekannt ist, daß auch das Matthäusevangelium die Geburt Jesu in die Zeit dieses Königs verlegt; er veranlaßt den Kindermord zu Bethlehem und damit die Flucht nach Ägypten. So müßten wir das Geburtsjahr Jesu mindestens vier bis fünf Jahre früher ansetzen, als es unsre Zeitrechnung tut. Nun läßt aber Lukas in seinem zweiten Kapitel die Geburt Jesu zur Zeit der Schätzung des Quirinius

stattfinden; das ist ein wohlbekanntes, auf lange hin viel besprochenes Ereignis gewesen: es trat ein, als der Sohn des Herodes, Archelaus, im Jahr 6 nach Beginn unsrer Zeitrechnung verbannt wurde. Wir haben also in drei aufeinanderfolgenden Kapiteln des Lukas drei ganz verschiedene Zeitangaben über die Geburt Jesu.

Aber in Wahrheit kann die Schätzung des Quirinius hier ganz außer dem Ansatz bleiben. Sie ist für Lukas das Mittel, Joseph und Maria von dem galiläischen Nazareth nach Bethlehem in Juda zu bringen. Denn in Bethlehem mußte nach der Verheißung bei Micha der Messias geboren werden. Aber Lukas hat nicht bloß hinsichtlich der Zeitbestimmung ein unglückliches Mittel gewählt. Die Schätzung des Quirinius hatte den Zweck, das Gebiet des Archelaus nach dessen Absetzung dem Gebiete der Provinz Syrien einzugliedern. In Galiläa aber, der Landschaft, zu der Nazareth gehörte, regierte ein andrer Sohn des Herodes, Herodes II. Antipas, ungestört weiter; und Leute aus Nazareth blieben von dieser Schätzung des Quirinius ebenso unberührt, wie die Bewohner des Großherzogtums Hessen 1866 von den Maßnahmen der preußischen Regierung in der neuen preußischen Provinz Hessen-Nassau. Vollends haben die Römer ihre Vermögenseinschätzungen nicht in der Weise vorgenommen, daß Mann und Weib eine mehrere Tage in Anspruch nehmende Reise machen mußten, und zwar nach dem Ort, aus dem der berühmteste Ahnherr ihrer Familie vor vielen hundert Jahren hervorgegangen war: die meisten Familien hätten sich auf keinen berühmten Ahnherrn besinnen können. Also die Schätzung des Quirinius kann bei Bestimmung des Geburtsjahres Jesu außer Betracht bleiben.

Man hat versucht, durch astronomische Berechnung den Stern der Weisen aus dem Morgenlande zu finden. Aber das geht nur bei sehr oberflächlicher Rücksicht auf die biblische Erzählung. Der wundersame Stern zeigt den Weisen geradezu den Weg; ja, er bestimmt ihnen das Haus, in welchem sie den Messias finden können. Ein solcher Planet ist am Himmel noch nie berechnet worden. Also zur Zeitbestimmung taugt dieser wunderbare Stern nicht. Dann aber heißt es, daß die Ankunft der Weisen Herodes und ganz Jerusalem erschüttert habe, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten damals Nachforschungen über den Messias anstellten, daß die Weisen ihm ihre Huldigungsgaben darbrachten, daß Herodes um seinetwillen die Kinder von Bethlehem töten

ließ. Da konnte doch die Bestimmung dieses Kindes mindestens seinen Eltern nicht verborgen sein. Aber Jesus konnte noch nach längerer Wirksamkeit es aussprechen: „niemand weiß, wer der Sohn ist, außer dem Vater". Und als Petrus ihm sagte, daß er der Messias sei, da preist Jesus den Petrus selig, weil er gefunden hat, was Fleisch und Blut, d. h. irgend ein Mensch ihm nicht offenbaren konnte. So schön also diese Geschichte die Huldigung der Menschheit vor dem Messias darstellt, Geschichte im strengen Sinn des Wortes ist sie nicht.

Nun gibt es eine merkwürdige Stelle im Johannesevangelium, da streiten die Juden darüber, ob Jesus der Messias sei. Die Gegner sagen: „kommt denn der Messias aus Galiläa? Sagt denn nicht die Schrift, daß der Messias aus dem Stamm Davids kommt und von dem Dorf Bethlehem, wo David war?" (7,42.) Und weder hier noch anderswo deutet das Johannesevangelium an, daß Jesus wirklich in Bethlehem geboren war. Auch bei Markus hören wir nur von Nazareth als der Vaterstadt Jesu; und wir sahen ja, welche Schwierigkeit es Lukas macht, Jesu Geburt in Bethlehem zu erklären; er braucht dazu die Schätzung des Quirinius. Ebenso kostet es auch dem Matthäusevangelisten Mühe, die Eltern Jesu von Bethlehem nach Nazareth übersiedeln zu lassen; die Grausamkeit des Nachfolgers des Herodes, Archelaus, muß dazu den Grund geben. Die Geburt Jesu in Bethlehem bleibt mindestens zweifelhaft.

Nach Lukas war also Jesus bei seiner Taufe etwa dreißig Jahre alt; aber bei Johannes sagen die Juden zu ihm: Du bist noch nicht fünfzig (8,57). So spricht man zu keinem Dreißigjährigen, wohl aber zu einem, der die Vierzig schon überschritten hat. Im menschlichen Leben bildet ein Jahrzehnt einen bedeutenden Abschnitt. Auch bei dem Kirchenvater Irenäus von Lyon, der um 175 n. Chr. geschrieben hat, finden wir eine Überlieferung über ein höheres Lebensalter Jesu, als man es sich nach der Angabe des Lukas vorzustellen pflegt. Irenäus sagt ausdrücklich, daß Jesus gegen fünfzig Jahre alt geworden sei. Jesus ist aber durch den Prokurator Pontius Pilatus zum Kreuzestod verurteilt worden; Pilatus hat Judäa in den letzten zehn Jahren des Tiberius, also 27—37 n. Chr., verwaltet. Somit ist Jesus noch zu Lebzeiten des ersten Herodes geboren, wie das immerhin das Matthäusevangelium und das Lukasevangelium aussagen, letzteres freilich in zweifachem Widerspruch mit sich selbst.

Das Markusevangelium nennt nur Mutter und Geschwister Jesu (3,31); die Mutter Maria, die Brüder Jakob, Jose, Juda und Simon; auch Schwestern werden erwähnt (6,3). Im Johannesevangelium verkündigt Philippus dem Nathanael voll Begeisterung, daß er den Messias gefunden hat, von dem Moses und die Propheten geschrieben haben; er nennt ihn Jesus, den Sohn Josephs von Nazareth (1,45). Derselbe Evangelist erzählt später, daß die Juden verwundert fragten: „ist denn das nicht Jesus, der Sohn Josephs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie sagt er denn: ‚ich bin vom Himmel herabgekommen'?" (6,42.) Von der jungfräulichen Geburt erzählen Matthäus und Lukas, wenigstens in unsern heutigen Texten. Aber gerade diese beiden Evangelisten geben die freilich ungeschichtlichen Stammbäume Jesu, in denen deutlich Joseph als rechter Vater Jesu vorausgesetzt ist. Wer nicht die kirchliche Überlieferung der geschichtlichen Wahrheit vorzieht, muß annehmen, daß sie darin recht haben.

* * *

Nazareth war ein freundlich gelegener, aber unbedeutender Ort Galiläas, nicht sehr weit nördlich von der großen fruchtbaren Ebene Jesreel; in zwei Stunden steigt man von Nazareth empor auf die aussichtreiche Höhe des Tabor. Hier lebte Jesus als Maurer und Zimmermann. Die Bildreden, die er aus seinem Berufe nimmt, betreffen mehr das Bauhandwerk im allgemeinen, als das Handwerk des Zimmermanns: er selbst baut auf den Felsen, darum nennt er seinen Jünger Petrus (= Fels); auch die Seinigen dürfen nicht auf den Sand bauen; er weiß, daß man die Kosten berechnen muß, ehe man einen großen Bau anfängt; er zeigt auf die großen Steine der Untermauer des Tempels hin; er wird in drei Tagen an die Stelle des irdischen Tempels den ewigen Tempel setzen, den Menschenhand nicht gebaut hat. Nur in absichtlicher Umgestaltung des Markustextes durch Matthäus ist es begründet, daß die spätere Legende den Vater Joseph zum Zimmermann machte. Jesus kannte durch eigenes Lesen das Alte Testament; einzelne Schriftabschnitte haben ihn innerlich nicht bloß stundenlang, sondern mehrere Tage hindurch beschäftigt.

Sein stilles Handwerkerleben wird unterbrochen durch die Kunde von dem großen Einsiedler und Büßer am Jordan. Das Hebräerevangelium erzählt, daß Jesu Mutter und Brüder ihm

von dem wunderbaren Mann erzählten und selber den Wunsch äußerten, auch zu Johannes zu gehen und sich taufen zu lassen. Aber Jesus habe anfangs sich nicht zu dieser Reise entschließen wollen. Er habe gemeint: „was habe ich gesündigt, daß ich hinginge und mich von ihm taufen ließe?“ Seine sittlich ungebrochene Natur sträubt sich anfangs gegen diesen Gang; er liebt überhaupt nicht absonderliche Wege der Frömmigkeit. Und doch schließt er diesmal: „aber vielleicht ist gerade das eine Unwissenheit, was ich sagte“. Jesus hat es noch gegen Ende seiner Wirksamkeit abgelehnt, sich als „guten“ Meister bezeichnen zu lassen, weil nur Gott gut sei. Es beweist den tiefen Ernst strenger Selbsterziehung, wenn Jesus trotz anfänglichen Sträubens sich jetzt doch zum Gang zu Johannes entschließt. Er will wissen, ob das gute Gewissen, das in ihm ist, recht hat, ob ihn ein Johannes nicht vielleicht doch der Sünde überführe. Und wie merkwürdig ist diese Erzählung, wenn wir an die weltgeschichtlichen Folgen dieses Entschlusses denken. Jesus sträubt sich zuerst, mit dem Mann zusammenzutreffen, dessen Begegnung in ihm die bisher schlummernden Kräfte wachruft und ihn auf die Bahn stellt, die ihm zuerst Verbannung, Schmach und Kreuzestod, aber auch Verklärung und Auferstehung und eine ewige Herrlichkeit gebracht hat. Auch Jesus hat das Christentum nicht gemacht; das Christentum ist durch Gottes Fügung geworden.

Jesus sah den Mann, der kein Brot aß und keinen Wein trank, der nicht in weiche Kleider gehüllt war, und der nicht wie andere Menschen dem schwankenden Rohre glich. Er hatte den gewaltigen Eindruck, daß ein Prophet vor ihm stand. Von allen Prophetengestalten beschäftigte der machtvolle Elias die fromme Phantasie am meisten: war er im feurigen Wagen gen Himmel gefahren, so werde er am Ende der Tage wieder erscheinen, um die Herzen für die Ankunft des Messias vorzubereiten. Diese Erwartung schien durch Johannes erfüllt zu sein. Jesus gehörte nicht zu den Spöttern, die halb mit Grausen, halb mit Lachen Johannes für einen Besessenen erklärten. Er lauschte andachtsvoll den Worten des Täufers, und seine Bußforderung und seine Schilderung des Messias prägten sich ihm tief ein. Er hat selbst den Eindruck geschildert, den Johannes auf ihn gemacht hat: den Größten unter allen Weibgeborenen hat er ihn genannt. Und die Rede des Täufers, die unsre Evangelien aufbewahrt haben, ist nicht zufällig aus der großen Menge der Reden des

Täufers herausgegriffen. Es ist die Rede, die Jesus antrieb, sich von dem gewaltigen Manne taufen zu lassen. Eine Rede für zärtliche Ohren war es nicht, wenn Johannes die Menge, die sich an ihn herandrängte, als Otterngezücht bezeichnete, dem die Abstammung von Abraham ohne ernste Werke der Buße nichts helfe; wenn er hinwies auf die Nähe des göttlichen Gerichtes: schon liegt die Axt an dem Stamm der Bäume; sie kann jeden Augenblick geschwungen werden. Und dann nach so gewaltiger Rede eine müde Ergebung: „ich taufe mit Wasser": also: bleibenden Erfolg erzielt mein Wirken nicht. Und wieder ein hoffnungsfrohes Aufatmen, ein begeisterter Blick in die Zukunft: „es kommt ja ein Stärkerer nach mir, ein Mann — ich bin nicht wert, seine Schuhriemen zu lösen; der tauft mit Geist und mit Feuer; der wird euch eintauchen in den heiligen Geist, daß ihr ganz davon erfüllt werdet; der wird mit Feuer das Böse hinwegtilgen, das euch noch anhaftet". Und nun zeichnet Johannes den Messias, den Mann auf der Tenne, der mit der Worfschaufel in der Hand Weizen und Spreu voneinander sondert, alles Gute behält, alles Böse vernichtet und wegräumt.

Der Handwerker aus Nazareth hat dieser Rede gelauscht, und größer als die große Gestalt des Täufers steht ihm das Bild des Messias vor Augen, wie es der Täufer zeichnet. Wie glücklich der Messias, der gewiß ist, die Seinigen zum Gottesreich zu führen, gegenüber dem Täufer, der sich fastend und betend und predigend abmüht und doch keine Gewißheit hat, ob er zum Gottesreich gehört und ob er die zum Gottesreich fördert, denen er predigt. Der Geringste im Gottesreich ist doch größer als dieser Täufer. Aber w e r ist im Gottesreich? Jesus läßt sich taufen. Das ist ihm ein heiliger, großer Augenblick: ein heiliges, reines Leben will er seinem Gott weihen. Aber während die feierliche Handlung an ihm geschieht, da tritt ihm der ganze Gegensatz zwischen ihm und dem Mann, der ihn doch so mächtig erschüttert hat und der ihn jetzt tauft, in einem leuchtenden Bild vor das geistige Auge. Er braucht nicht auf den kommenden Mann zu warten, der ihn mit heiligem Geist taufte: aus lichten Wolken senkt sich Gottes Geist gleich einer Taube auf ihn herab. Die Taube ist ein gebräuchliches Bild für den Geist Gottes. Wie die Taube des Noah, so schwebt am Anfang vor der Schöpfung der Welt der Geist Gottes über den Wassern. Und mit diesem, in wachem Traume gesehenen Bild verbindet sich ein Gotteswort,

das aus den Wolken des Himmels zu seinem Herzen spricht: Du brauchst dich nicht um das Gottesreich zu ängstigen; „du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen“.

Die Angst des Johannes vor dem kommenden Gottesgerichte teilt Jesus nicht; aber die Offenbarung, welche ihm diese Angst genommen hat, läßt ihm keine Ruhe. Er geht nicht zurück nach Nazareth; er weilt bei den Jüngern des Täufers in stiller Einsamkeit; er muß das große Erlebnis in sich verarbeiten. „Bist du der Sohn Gottes?“ Die Frage klingt ihm immer wieder ins Ohr. So vieles scheint seinem Glauben entgegenzustehn und wird zur Versuchung, ihn aufzugeben. Im Geiste sieht sich Jesus wieder auf der Höhe des Tabor, des Nachbarberges von Nazareth — das Hebräerevangelium erzählt uns das —; von da sieht man weit hinaus in ein schönes und reiches Land; man sieht in das Gebiet verschiedener Fürsten und Herrn; man steht auf dem Boden Galiläas, da herrscht Herodes II. Antipas; drüben über dem See ist das heidnische Gebiet der zehn Städte; im Norden ragt das schneebedeckte Haupt des Hermon herein: dort an der Anhöhe liegt Cäsarea-Paneas, die Hauptstadt des Vierfürsten Philippus; und wo sich im Süden jenseits der großen Ebene die Berge wieder erheben, da hat der römische Adler seine Schwingen über Samaria und fern im Süden, dem Auge nicht mehr sichtbar, auch über Judäa und die heilige Stadt ausgebreitet. Das ist die Welt, in der Jesus herangewachsen ist, die er kennt. Und nun hat ihm die Himmelsstimme gesagt: Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen. Gottes Kinder sollen die Erde besitzen; der Sohn Gottes soll einst der Herr der Welt und aller ihrer Herrlichkeit sein. Darf Jesus nach dieser Herrlichkeit greifen? Sein Volk hat oft einem falschen Messias zugejubelt; es hätte auch ihm an einer begeisterten Schar nicht gefehlt, die den Kampf mit allen diesen jetzigen Herrschern für den König der Zukunft geführt hätte. Aber schaudernd sieht Jesus bei diesem Gedanken den Versucher neben sich stehen. Er schlägt sein Gesetzbuch auf und findet die Waffe gegen solche bösen Gedanken. „Es steht geschrieben, du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen.“ Aber so rasch weicht der einmal wach gewordene versucherische Gedanke nicht zurück. Bist du Gottes Sohn — und die Welt weiß es nicht? Dem Handwerker von Nazareth wird sie es nicht glauben, aber Gott selbst wird für seinen Sohn eintreten. Heißt es doch im Psalmbuch: „er wird seinen Engeln be-

fehlen über dir, daß sie dich auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“ Das muß doch für den lieben Sohn Gottes gelten, auf dem Gottes Wohlgefallen ruht. Und an Gelegenheit zu einem Wunder, das viele sehen und von dem alle hören müssen, kann es nicht fehlen. Jeder erwachsene Jude kannte die heilige Stadt von den Festwallfahrten her. Auf dem Vorplatz des Heiligtums, der jedermann, auch den Heiden, zugänglich war, hatte Herodes eine herrliche Säulenhalle gebaut, von deren flacher Bedachung man nicht ohne Schwindel zu empfinden in die jäh abstürzende Tiefe hinabschauen konnte. Wenn sich Jesus hier ohne Schaden hinabließ, dann glaubte ihm die Welt, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhe, daß er Gottes lieber Sohn sei. Aber nun liest er wenige Zeilen weiter in dem aufgeschlagenen Gesetzbuch; da findet er das warnende Wort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen“. Gott hat ihm gesagt, daß er ihn liebe, daß er an ihm Wohlgefallen habe; aber Gott hat ihm keinen Auftrag gegeben, dies heilige Geheimnis weiterzusagen; noch viel weniger, es durch solche Wundertat zu bekräftigen. Jesus weicht vor dem Willen Gottes zurück. Aber noch einmal erinnert der heilige Text ihn an sein seltsames, scheinbar unverständliches Schicksal. Da ruft wenige Abschnitte später Mose seinem Volk ins Gedächtnis, wie Gott der Herr es vierzig Jahre in der Wüste geleitet hat, um es zu versuchen, wie er es hungern ließ, um ihm kundzutun, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe, sondern auch von einem Wort aus dem Munde Gottes. Genau dasselbe hatte Jesus erlebt. Auch er muß hungern; nicht einmal äußeres Wohlergehen ist ihm beschieden, Gott läßt für ihn die Steine nicht zu Brot werden. Da fragt es ihn wieder: Bist du Gottes Sohn? Aber da erfährt er auch die tiefe Wahrheit des Spruches, daß der Mensch auch von einem Gotteswort lebt. Das Gotteswort, das er gehört hat, gibt ihm mehr Kraft, als irdisches Brot ihm geben könnte; es gibt ihm die Gewißheit, daß Gottes Schutz allezeit über ihm ist, daß die schmerzlichste Erdennot ihm nicht schaden kann. Das Reich muß ihm bleiben; so erscheint ihm alle Erdenmühsal gering.

Dem Täufer bringt sein Freimut Gefangenschaft und Tod. „Elias ist gekommen, und die Menschen haben an ihm getan, wie geschrieben steht über ihn“, urteilt Jesus später. Auch am Schicksal des Täufers, das nur das allgemeine Prophetenlos

wiederholt, erkennt es Jesus, daß nicht der Wert des Menschen über das Glück des Menschen entscheidet. Er selbst bleibt nach des Täufers Verhaftung nicht wie andre Jünger des Täufers in dessen Nähe; er wandert von der Gegend der Jordanmündung, wo der Täufer gepredigt hatte, das Jordantal aufwärts mit zwei Brüdern, Andreas und Simon, die von dem Täufer nun in ihre Heimat zurückkehren, in das Städtchen Kapernaum an Genesaretsee, heute Tell Chum. Auch ein Mann aus der Nachbarschaft von Kapernaum, Philippus von Bethsaida, wandert mit; zweifelhaft ist, ob noch ein zweites Brüderpaar aus Kapernaum dabei war, die Söhne des Zebedäus, Johannes und Jakobus. Jesus geht aber auch jetzt nicht in seine Heimat Nazareth zurück, sondern bleibt als Gast bei den Fischern Simon und Andreas in Kapernaum. Simon war verheiratet. Auch die Schwiegermutter lebte im Hause.

Am Sabbat geht er zur Synagoge, und hier tritt er lehrend auf; noch konnte jeder in der Gemeinde das Wort erhalten. Nach dem ,was wir später über seine Predigt in Nazareth hören, scheint er bis dahin überhaupt noch nie gepredigt zu haben; mindestens war seine Predigt jetzt durch seine Bekanntschaft mit dem Täufer und durch die Offenbarung, die er erlebt hatte, anders als früher. Auch er predigt Buße um der Nähe des Gottesreiches willen, wie das der Täufer getan hatte. Aber er weiß, daß er selbst zum Gottesreiche gehört; so weiß er auch, daß, wer ihm folgt, an dem Gottesreiche teilhaben wird. Da ist ihm die Nähe des Gottesreiches kein Schrecknis, sondern eine Freudenbotschaft; seine Bußpredigt droht nicht bloß; sie zeigt die ganze Herrlichkeit der Gotteskinder und ruft die sündigen Menschen, daß sie an dieser Herrlichkeit Anteil nehmen. Das war eine gewaltige, neue, packende Predigtweise; so pflegten die Schriftgelehrten nicht zu reden. Ein besonderes Erlebnis diente dazu, den Eindruck noch zu verstärken. In der Synagoge sitzt einer und hört Jesus zu; er fühlt sich von Jesu Worten ganz besonders ergriffen. Da kann er nicht stille bleiben; er fährt auf und unterbricht den Redner: „Was haben *wir* hier mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth. Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist, der Heilige Gottes.“ Das ist die Schuld, die angesichts des Heiligen zusammenbricht. — Es ist ein Gottesreich, das Jesus schildert, eine lockende Welt des Guten und der Vollkommenheit, eine Welt der Gottesgnade und

der helfenden, suchenden Liebe. Dahin zu kommen, sehnt sich wohl auch das Herz des sündigen Menschen; aber der Abstand ist zu groß. Jesus scheint ein Sehnen zu wecken, das nicht gestillt werden kann; er treibt aus der Bequemlichkeit, aus der Ruhe auf; er treibt den Menschen zum Kampf gegen sich selbst. Dagegen empört sich das Böse im Menschen: diese Unruhe bringt Verderben; wäre dieser Jesus doch nicht gekommen! — Aber Jesus weist mit kurzem, festem Wort den Störer zur Ruhe. Es darf nicht auffallen, daß er in ihm einen Besessenen sieht. Wer die Stille des Gottesdienstes durch plötzlichen Aufschrei unerwartet unterbricht, wäre in der ganzen alten Welt so beurteilt worden. Wie nun der Mann zwar sich noch einen Augenblick schüttelt und knirscht, dann aber ruhig wird, da ist Jesu Ansehen bei der Gemeinde, die ihm zugehört hat, noch gestiegen. Jetzt ist er nicht bloß der Prediger, der diesen Beruf in sich trägt; er ist auch ein Arzt, und so wird er nun sofort von solchen bestürmt, die für sich oder die Ihrigen Heilung suchen. Da entflieht er noch in derselben Nacht aus Kapernaum. Sein Geschäft ist nicht Kranke zu heilen, sondern zu predigen. Aber auch in den Nachbarorten ist der Erfolg der gleiche. Jesus sieht sich zuletzt gezwungen, auf freiem Feld außerhalb der bewohnten Orte zu leben. Und auch da strömen ihm Menschen zu, um seine Predigt zu hören oder sich von ihm heilen zu lassen. Eine besondre Anfrage führt ihn zurück nach Kapernaum.

Kapernaum lag an der Grenze; es gehörte zum Gebiet des Herodes Antipas, das nahe Bethsaida gehörte schon zum Gebiet des Vierfürsten Philippus, und über den Gennesaretsee fuhr man in das heidnische Land der Zehn Städte. So hatte Kapernaum ein Zollamt und eine kleine Besatzung. Zu dieser gehörte ein Centurio, ein Mann vom Rang eines Feldwebels, der also nicht in unmittelbar römischer Truppe diente, sondern im Dienst des Herodes Antipas stand. Er war Heide, aber hielt sich wie gar viele andere zur Synagoge; ja er hatte als vermögender Mann den Leuten in Kapernaum die Synagoge gebaut zum Dank für den Trost, den er im Glauben Israels gefunden hatte. Nun ist sein Sklave erkrankt, es sind Lähmungserscheinungen mit heftigen Schmerzen. Deshalb kommen Älteste von Kapernaum und bitten Jesus, zu helfen. Jesus will kommen. Aber er ist noch unterwegs, da schickt der Centurio seine Freunde, Jesus brauche doch nicht in das heidnische Haus zu gehen; schon ein Wort von ihm

werde helfen. Da fehlt es also nicht an Vertrauen, daß Jesus helfen kann, und man sieht auch, welche Freude die Nachricht hervorgerufen hat, daß er kommen will. Auch Jesus erklärt, daß er solches Vertrauen unter seinem eigenen Volke nicht gefunden habe. Und wie die Boten zu dem Kranken zurückkommen, da hat das Vertrauen und die frohe Erwartung das Wunder bewirkt; sie finden ihn geheilt.

Jesus bleibt in Kapernaum. Selbst im Hause drängt sich eine Menge Wißbegieriger und Neugieriger um ihn; auch Schriftgelehrte suchen ihn auf. Aber bald zeigt es sich, daß dieser Bußprediger nicht nach ihrem Herzen ist. Sie finden es gotteslästerlich, wenn er dem Gichtbrüchigen, der plötzlich vor seinen Füßen liegt, die Vergebung Gottes zusichert. Da ist doch kein Opfer dargebracht worden, der Kranke hat auch sonst keine Sühnung vollzogen, Jesus ist auch nicht der Priester, der nach bestimmter gesetzlicher Vorschrift da oder dort Sündenvergebung im Namen Gottes verkündigen darf. Aber Jesus weiß, was er tut. Bei solch elendem Körper ist für die Arbeit der Selbsterziehung kein Raum; da darf er wohl trösten mit der vergebenden Gnade Gottes. Der arme Lazarus hat nicht viel für das Heil seiner Seele tun können; aber er hat im Leben Böses empfangen, und die Engel tragen ihn nach seinem Tode in Abrahams Schoß. So spricht Jesus, unbekümmert um alle Überlieferung und Satzung. Er weiß, daß Gottes Wohlgefallen auch hier mit ihm ist. Und da handelt es sich um die Tröstung der Hilflosen, nicht um ein besonderes Vorrecht, das er für sich vor der Welt verteidigt; so darf er hier Gottes Hilfe in Anspruch nehmen, um zu zeigen, daß Gott solche Tröstung gutheißt. Von der Tempelzinne darf er sich nicht herablassen, um sich als den Sohn Gottes kundzutun. Aber er darf durch ein Wunder zeigen, daß es kein Unrecht war, dem armen Gichtbrüchigen Sündenvergebung zuzusprechen. Die Heilung des Kranken, die Jesus gelingt, will er als Gottesurteil aufgefaßt wissen. Gott zürnt nicht über das Wort, das die Schriftgelehrten so gotteslästerlich gefunden haben. Nicht heilige Formen sind es, an die Gottes Sündenvergebung gebunden ist.

Das Volk mag diesem Gottesurteil beigestimmt haben, für die Schriftgelehrten besteht das Ärgernis fort. Und nun beobachtet man den Verkehr des neuen Propheten. Den Juden war der Fromme der Abgesonderte, der Pharisäer; wer fromm sein will, der darf nicht mit jedermann verkehren; ganze Berufsklassen,

z. B. die Zollpächter, galten als verworfen. „Zöllner und Sünder" heißt es in den Evangelien, „Zollpächter und Räuber" heißt es im Talmud. Aber Jesus sitzt als Gast in dem nach jüdisch-religiösen Begriffen unreinen Haus des Zollpächters Levi, und es sind noch andere Leute aus diesem verworfenen Kreise zugegen. In den Augen pharisäischer Schriftgelehrter galt die Verteidigung wenig, daß der Arzt zu den Kranken gehöre. Sollte Jesus nicht in das heidnische Haus des gottesfürchtigen Centurio eintreten, so durfte er auch nicht am Tische eines jüdischen Zollpächters essen, dessen Ungesetzlichkeit außer Frage stand. Da wurde ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Jesus und den Frommen seines Volkes offenbar: sie waren überzeugt, daß die Sorge um das eigene Seelenheil die vornehmste Sorge eines jeden sein müsse. Jesus war ebenso überzeugt, daß jeder zuerst an das Seelenheil des andern zu denken habe.

Und weiter die sonstigen Lebensgewohnheiten der Leute, die mit Jesus leben! Jesus hält sie nicht zu einem strengen, weltflüchtigen Leben an. Sie fasten nicht, und der Pharisäer fastet doch zweimal in der Woche; auch die Johannesjünger, zu denen doch Jesus scheinbar gehört hatte, halten sich wie ihr Meister: sie essen kein Brot und trinken keinen Wein. Es ist ein häßlich scharfes Wort, das Jesus gehört hat: „seht, dieser Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und der Sünder Geselle!" (Matth. 11,19; Luk. 7,34.) Aber Jesus weiß, warum die Seinigen fröhlicher sind als die Jünger des Johannes. Wie eine Hochzeitsgesellschaft auf den Bräutigam wartet, so wartet die Gemeinde um Jesus auf das nahe Gottesreich. Hier bebt man nicht vor Gottes Gericht wie im Kreis des Johannes; man rüstet sich, an der Herrlichkeit des Gottesreiches teilzunehmen. Da ist man nicht in der Stimmung zu fasten. Und damit ist der ganze Unterschied alter und neuer Frömmigkeit festgelegt: Jesus will nicht einen neuen Lappen auf das alte Kleid; er will nicht seinen neuen Wein in die alten Schläuche: sein Kreis ist die Gemeinde des verheißenen Gottesreiches; da muß sie ein neues Leben führen; sie kann die alten Formen der Frömmigkeit nicht festhalten.

Das war eine scharfe Erklärung; eine schärfere folgte, als Jesus mit seinen Jüngern das Sabbatgebot verletzte. Seine Jünger bahnen sich am Sabbat einen Weg mitten durch ein Ährenfeld. Aber man tadelt sie nicht, weil sie fremden Besitz geschädigt haben; man tadelt sie nur, weil sie den Sabbat verletzen.

Da verteidigt Jesus die offenkundige Gesetzesübertretung. Ihm kommt seine Schriftkenntnis zugut. Er hat die Schrift mit offneren Augen gelesen als seine Zeitgenossen. Ihnen gilt König David, der die Verheißung des Messias empfangen hat, als ein Urbild der Frömmigkeit. Und doch kann Jesus zeigen, daß David ganz deutlich das mosaische Gesetz übertreten hat. Er war nicht aus priesterlichem Stamme und hat trotzdem heiliges Brot gegessen. Und trotzdem hat ihm Gott die Verheißung gegeben. Also ein Fehler gegen das mosaische Gesetz ist noch kein Zeichen von Unfrömmigkeit. Und nun verkündigt Jesus seine Meinung vom Sabbat; nicht eine Last, sondern eine Lust soll er für den Menschen sein; über diesen Tag soll der Einzelne frei verfügen können. Die freie, lebensfrohe, menschenfreundliche Denkweise Jesu duldet nicht den Gesetzeszwang des herkömmlichen Formendienstes.

Und das ist nicht Bequemlichkeit, die sich nicht fügen will. Jesus heilt am Sabbat. Er läßt die Sabbatheiligung nicht als Ausrede der Trägheit gelten; am Sabbat nichts tun, heißt Sünde tun. Es gibt heilige Pflichten, die kein Gebot der Untätigkeit aufheben darf. Solche Worte untergruben das Judentum; sie waren der herrschenden Frömmigkeit geradezu entgegengesetzt. Es kann uns nicht wundernehmen, daß die Pharisäer daran denken, vielleicht mit Hilfe der staatlichen Gewalt den unbequemen Prediger zu beseitigen.

Aber noch wächst Jesu Einfluß auf die Massen; er hat einen festgeschlossenen Kreis von zwölf regelmäßigen Begleitern; er predigt bald im Hause, bald in einem Kahn sitzend der am Ufer stehenden Menge, die sich freilich oft nur an den schönen Erzählungen erfreut, ohne ihrem tieferen Sinn nachzudenken. Von Predigt in der Synagoge ist bezeichnenderweise schon jetzt, wenigstens was Kapernaum betrifft, nicht mehr die Rede. Das Urteil über ihn ist geteilt. Seine Mutter und seine Brüder kommen aus Nazareth, um ihn zurückzuholen: sie sind überzeugt, daß diese öffentliche Wirksamkeit Jesu ein Abweg sei. Aber Jesus hat in denen, die auf sein Wort lauschen, eine große Familie, und er weiß, daß er im Dienste dieser Familie bleiben muß. Doch kommt er auf einem Zug durch Galiläa auch nach Nazareth. Hier spricht er in der Synagoge. Aber er hat hier nicht den Erfolg wie anderswo. Man hat zu viele Erinnerungen an das Haus, zu dem er gehört, und an seine Handwerkertätigkeit: das tritt hier hindernd der reinen Wirkung seiner Predigt in den Weg.

Schon das Kommen nach Nazareth zeigt, daß Jesus seiner Predigt einen breiteren Boden zu geben wünschte, als die Umgebung von Kapernaum ihn gewährte. Noch deutlicher wird diese Absicht, da er seine Jünger paarweise aussandte, den Städten Israels die Nähe des Gottesreiches zu verkünden. Die Ernte schien zu groß auch für diese, immer doch kleine Zahl von Arbeitern. Dazu drängte die Zeit: Jesus erklärt seinen Jüngern, daß sie mit den Städten Israels nicht zu Ende kommen werden, ehe der große Gottestag des Messias anbricht. Darum sollen sie sich streng allein an Israel halten; nicht den Heiden, nicht den Samaritern sollen sie predigen: Israel ist das Volk der Verheißung; ihm vor allem muß die Nähe des Gottesreiches verkündigt sein. Aber solche scheinbar phantastische Predigt findet überall Feinde. Wie Schafe inmitten von Wölfen werden sich die Jünger vorkommen; da wünscht Jesus, daß ihre schlichte Einfalt mit der nötigen Weltklugheit verbunden sei. Irgendwelche Reiseausrüstung brauchen sie nicht. In jedem Orte klopfen sie an einem gastlichen Hause an und bleiben in ihm, solange sie an dem Orte weilen müssen. Sie sollen nicht betteln gehen von Haus zu Haus. Finden sie irgendwo keine solche gastliche Stätte, dann mögen sie fortziehen, nachdem sie kurz die Ungastlichkeit gebrandmarkt und doch auch die Nähe des Gottesreiches verkündigt haben.

Wie weit sich diese Predigtreise der Jünger räumlich erstreckt hat, wissen wir nicht; wir wissen auch nicht, wie lange sie dauerte. Sie hat den Namen Jesu in weiterem Umkreis bekannt gemacht. Der Landesherr von Galiläa, Herodes Antipas, erklärt verdrießlich, in Jesus sei der inzwischen enthauptete Täufer wieder erstanden; es hat nichts geholfen, daß er den Mund des einen Propheten durch Gewalttat zum Schweigen gebracht hat. Begeistert hängt die Bevölkerung an Jesu Wort. Mit Absicht sucht er mit seinen Jüngern nach ihrer Rückkehr die Einsamkeit auf. Trotzdem sammelt sich bald eine riesige Menge um ihn, und wie eine treue Hausmutter, die mit wenigem eine große Kinderschar zu befriedigen weiß, so sorgt Jesus dafür, daß diese Leute nicht notleiden müssen, die größtenteils arm ihm von nah und fern zugeströmt sind. Da erscheint er ihnen wie ein Wundermann alter Zeit, wie der Prophet Elisa, der mit zwanzig Gerstenbroten hundert Mann zu sättigen vermochte. Jesus steht auf dem Höhepunkt seines freien Wirkens.

Da bricht die Katastrophe herein. Auch der Hoherat in Jerusalem hat von dem seltsamen Prediger gehört, der so eindringlich Buße predigt und dabei eine Übertretung des Gesetzes gering achtet, der die Menschen für die vollkommene Welt des Gottesreiches begeistert und dabei mit Zöllnern und ihresgleichen zu Tische sitzt. So kommen Schriftgelehrte aus Jerusalem an den See Gennesaret und betrachten sich die neugebildete religiöse Gemeinschaft. Und es findet sich bald ein Anstoß. Die Volksältesten, der Hoherat, haben das Gebot eingeschärft, vor Tisch die Hände zu waschen; und Jesu Jünger sieht man essen, ohne daß sie diese heilige Pflicht erfüllt haben. Da wird Jesus zur Rede gestellt. Aber unbedenklich erklärt er, daß er sich um diese Forderungen der Volksältesten nicht kümmere. Und er gibt auch den Grund an. Die Vorschriften von Jerusalem widersprechen gar oft dem Willen Gottes. Das zeigt er an einem Beispiel. Der Hoherat hat erklärt, auch das Gelübde, die eignen Eltern nicht zu unterstützen, sei, wenn es einmal ausgesprochen würde, bindend. Das hält Jesus für eine grundverkehrte Entscheidung. Also mit den Volksältesten, mit dem Hohenrat ist er fertig. Ihr Ansehen kann ihm nichts gelten. Aber es kommt ihm darauf an, daß die vielen nicht irregeführt werden, welche um ihn sind. So ruft er jetzt eigens die Volksmenge herbei, und mit großer Gewalt und starker Betonung spricht er das Wort, das seine Jünger rechtfertigen soll, wenn sie die Hände vor Tisch nicht waschen: — „Höret alle und vernehmt es!": es ist also kein Zweifel, daß jetzt eine grundsätzliche Äußerung folgen werde. „Nichts ist, was von außen an den Menschen herankommt, was ihn verunreinigen könnte; aber was von innen aus dem Menschen herauskommt, das ist's, was den Menschen verunreinigt." Also nicht zufällige Berührungen, nicht Speise und Trank, auch nicht Krankheit, die doch nur das Äußere des Menschen berührt, macht den Wert oder Unwert eines jeden vor Gott aus. Das, was über den Wert eines Menschen entscheidet, ist, was ihm aus dem tiefsten Innern hervorquillt, die Äußerung seines Charakters. Aus der Religion der heiligen Formen soll die sittliche Religion des Charakters werden. Das verkündet hier Jesus mit lauter Stimme.

Aber damit widerspricht er den deutlichen Forderungen des Gesetzes, die sagen dem Israeliten, was ihn verunreinigt. Es sind lauter äußere Dinge, Speise und Trank, gewisse Krankheiten, Berührung unreiner Geräte, Berührung von Heiden, Berührung

von Kranken und Toten. Die Jünger sehen, wie die Schriftgelehrten aus Jerusalem über das Wort entsetzt sind. Aber Jesus ist von dem hohen, freudigen Mut emporgetragen, ohne den ein solches Wort nie gesprochen worden wäre. „Jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerodet werden. Laßt sie! Sie sind blind und leiten ein blindes Volk. Wenn ein Blinder den andern führt, müssen beide in die Grube fallen." Also er sieht das Unrecht seiner Gegner und sieht ihren Untergang kommen; was ihn aber so stolz und trotzig macht, das ist die Gewißheit, daß sein himmlischer Vater die Entscheidung in der Hand hat.

Er hatte die Zukunft für sich; aber er verlor in der Gegenwart. Noch steht für die einfache Bevölkerung am See Gennesaret das Ansehen des Hohenrates und der Schriftgelehrten von Jerusalem felsenfest. Und diese Schriftgelehrten warnen vor Jesus. Er verführt das Volk. Gewiß tritt er als Bußprediger auf und bekämpft das Böse: er treibt die Teufel aus. Aber er vertreibt sie im Dienst eines Schlimmeren; er selbst ist ein Besessener; und zwar ist er besessen von Beelzebul, dem Obersten der Teufel. Die, welche er bekehrt, haben vordem wohl im einzelnen das Gesetz übertreten; er reißt sie ganz und gar von dem heiligen Gesetze los, an dessen treuer Erfüllung alle Hoffnungen Israels hängen. Das war ein Vorwurf gegen Jesus, dessen Berechtigung scheinbar nicht zu bestreiten war.

Jesus hört diesen Vorwurf und antwortet darauf. Wenn er durch Teufel Teufel austreibt, so wird doch das Böse ausgetrieben; ein Reich, das in sich uneins ist, muß vergehen. Also selbst wenn dieser Vorwurf recht hätte, könnte man über Jesu Wirksamkeit froh sein; die Macht des Bösen bräche auch so in sich zusammen. Aber dieser Vorwurf hat nicht recht: „niemand kann einen Starken in seinem Hause berauben, wenn er nicht zuvor den Starken gebunden hat": wenn Jesus sündige Menschen zu bessern, das Böse in ihnen zu überwinden vermag, dann muß er selbst über das Böse Herr sein; er muß mit der Sünde endgültig gebrochen haben. Aber wie verkehrt ist dann doch das Urteil seiner Gegner! Jesus wirkt vor ihren Augen im heiligen Geiste für die Herrschaft des Guten in der Welt, und seine Gegner lästern, daß er mit dem Teufel im Bunde die Teufel vertreibe. Da sagt er: „Den Menschenkindern wird alles vergeben werden, ihre Sünden und auch ihre Lästerungen, so viel sie nur lästern; aber wer den heiligen

Geist lästert, der hat keine Verzeihung; der macht sich schuldig einer ewigen Sünde". Die Gegner sehen, wie Jesus redet und handelt; sie sehen das Gute, das von ihm ausgeht. Wenn einer solche Gotteskraft wirksam schaut und sie für Teufelswerk erklären kann, dann ist er nach Jesu Urteil nicht mehr zu retten. Das Gute kann sich der Welt nur zeigen; wer es nicht sieht, dem ist nicht zu helfen.

Aber diese Verteidigung Jesu wird nicht angenommen. Die Bevölkerung, die noch eben erst voll Begeisterung Jesus nachgezogen war, stößt ihn von sich. „Da brach er auf und ging weg in das Gebiet von Tyrus" (Mark. 7, 24).

* * *

Es müssen ganz besonders drängende Umstände gewesen sein, die Jesus plötzlich aus dem Gebiete seines Volkes forttrieben. Wer mit ihm ziehen will, der soll sich von den Seinigen nicht verabschieden, um nicht zurückgehalten zu werden; und selbst die heilige Pflicht, den eigenen Vater zu begraben, darf ihn jetzt nicht aufhalten. Aber wer mitzieht, muß wohl wissen, ob er auch die Kraft hat, seinen Entschluß durchzuführen, wie ein König, der in den Krieg zieht, seine Überlegenheit über den Feind kennen muß, wie nur der einen großen Bau unternehmen darf, der die Mittel hat, um ihn durchzuführen. Wer jetzt mit Jesus zieht, folgt einem Obdachlosen, der nicht einmal hat, was Füchse und Vögel haben.

Jesu Weg ging von Kapernaum aus das Bachbett empor nach Chorazin; die Trümmer dieses Ortes heißen noch jetzt Kerâze; hier blickt man von einem Felsenvorsprung auf den See hinab. Vielleicht stand Jesus hier, als er sein Wehe ausrief über Chorazin, Bethsaida, Kapernaum, die Stätten seiner bisherigen Wirksamkeit, die ihn jetzt von sich weisen. Er vergleicht sie mit den Orten, zu denen er jetzt zieht, mit Sidon und Tyrus; er meint, diese heidnischen Städte hätten eher beim Anblick seines Wirkens Buße getan, als die Orte, in denen er bisher wirksam gewesen ist. Auch jetzt richtet er sich auf an der alttestamentlichen Erzählung. Er teilt das Los der alten Propheten. Elias mußte zu der Witwe im phönizischen Zarpath gehen, während in Israel viele bedürftige Witwen waren. Elisa heilte den Syrer Naeman,

während in Israel viele Aussätzige sich vergebens nach Hilfe sehnten. Das Bitterste an Jesu Schicksal ist ihm, daß er dem eigenen Volke nicht mehr hilfreich sein darf.

Das spiegelt auch die Erzählung wider von der phönizischen Frau, die Jesus um Hilfe für ihre Tochter bittet. Jesus hält es anfangs für unrecht, den Hunden zu geben, was eigentlich den Kindern gebührt. Hunde und Kinder, das ist der landläufige Vergleich zwischen Heiden und Israel. Da er seinem Volke nicht mehr helfen darf, möchte Jesus in der Bitterkeit, die ihn ergriffen hat, anfangs gar nicht mehr helfen. Doch bald hat er diese Stimmung überwunden: er versagt seine Hilfe nicht. Aber das ist ein vereinzelter Fall. Sonst hat Jesus im Heidenland weder gepredigt noch geheilt.

Seine Jünger, die bei ihm ausgeharrt haben, tröstet er in der Angst um ihre Zukunft. Die fröhliche Unbefangenheit der Natur, um die der Mensch die Raben unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde beneiden mag, wird durch Gottvertrauen wiedergewonnen. Das darf die kleine, flüchtige Schar Jesu wissen; Gott will ihr sein Reich geben. Sie hat die Herrlichkeit des Gottesreiches bei Jesus gesehen; diese Herrlichkeit wird ihr einmal zuteil werden. Auch schlechte irdische Väter geben ihren Kindern nicht Steine für Brot; so wird Gott seinen Kindern die Bitte um sein herrliches Reich nicht versagen.

Jesus zieht mit seinen Jüngern einen weiten Weg; es wird ausdrücklich gesagt, daß er bis Sidon gekommen ist (Mark. 7, 31). Simon und Andreas, Johannes und Jakobus waren Fischer. Sie trieb es vielleicht an die phönizische Küste. Aber die Liebe zur Heimat treibt sie zurück. Auch im Osten des Sees Gennesaret war heidnisches Gebiet, das Zehnstädteland. Da konnten sie in unmittelbarer Nähe des früheren Wirkungskreises sich aufhalten. Und Jesus erlebt hier eine große Freude. Aus dem jüdischen Gebiet kommen viele zu seiner Predigt herüber, die an ihm, dem verbannten, verworfenen Mann, keinen Anstoß nehmen. Freilich sind es nicht die Reichen und Satten und Lachenden, sondern armes, weinendes, hungerndes und gedrücktes Volk. Das ist der Augenblick, wo Jesus in der herrlichen Rede, die später als Bergpredigt bekannt wurde, diese geringen Leute mit der großen Hoffnung des Gottesreiches tröstet, ihnen aber auch zumutet, ihre Feinde und Unterdrücker zu lieben und denen wohlzutun, die ihnen übeltun. Nur so gleichen sie dem himmlischen Vater, der darin

groß ist, daß er seine Güte festhält auch gegenüber dem Schlechten. — Aber diese armen, hungernden Leute werden nicht bloß mit dem Gottesreich getröstet und zur Feindesliebe ermahnt; Jesus hilft wenigstens, solange sie bei ihm sind. Zum zweitenmal bewährt er seine väterlich sorgende Liebe, die mit geringen Vorräten viele zu befriedigen weiß.

Das Kommen dieser Leute hat ihm selbst und seinen Jüngern neuen Mut gegeben. Ein Versuch soll gemacht werden, ob Jesus nicht vielleicht doch auf jüdischem Boden noch einmal Aufnahme findet. Sie fahren über den See, aber nicht nach Kapernaum, sondern nach Magdala, in nächster Nähe der „unreinen" Hauptstadt des Herodes Antipas, Tiberias. Dort wurde vielleicht die jüdische Sitte weniger streng gehalten. Aber wie Jesus hier landet, kommen — noch ehe er selbst das Dorf betritt — Pharisäer zu ihm heraus und erklären ihm, er dürfe hier nur öffentlich wirken, wenn er ein Zeichen vom Himmel für sich geltend machen könne, wenn Gott selbst für ihn eintrete. Man sieht, seine Heilungen wurden nicht als solches Gotteszeichen betrachtet. Aus fremdem Munde wird hier Jesus derselbe versucherische Gedanke nahe gebracht, den er im eignen Herzen zurückwies, als der Versucher zu ihm sprach, er solle sich von der Zinne des Heiligtums in Jerusalem herablassen. Auch jetzt erklärt er rundweg, daß dieses Geschlecht die Zeichen nicht bekomme, die es begehre. Nur das Zeichen des Propheten Jonas werde ihm zuteil werden. Dieser Prophet Jonas erlebt ja freilich in der Erzählung des Alten Testamentes sehr merkwürdige Dinge. Nicht wie der Sänger Arion in der griechischen Sage auf dem Rücken eines Delphins, sondern im Bauche eines Seeungetüms, das ihn verschlungen hat, wird er an die ihm bestimmte Küste getragen. Aber dieses ganze seltsame Erlebnis des Jonas bleibt für Jesus gänzlich beiseite; erst das Matthäusevangelium hat eine Beziehung darauf in die Rede Jesu gebracht. Jesus verdeutlicht selber sein Wort vom Zeichen des Jonas. Die Leute von Ninive werden bei Gottes Gericht gegen die Zeitgenossen Jesu Zeugnis ablegen können: sie taten Buße auf die bloße Predigt des Jonas hin. Jesus fügt in klarem Gefühl seines Wertes hinzu: „und siehe, hier ist mehr als Jonas". Und damit sein Gedanke gar keinem Zweifel ausgesetzt sei, so gibt er noch eine zweite alttestamentliche Erinnerung. Wie die Leute von Ninive, so wird auch die Königin von Saba gegen die Zeitgenossen Jesu Zeugnis ablegen;

sie kam aus weitentlegenem Land und, was sie anlockte, war nichts anderes als die Weisheit Salomos. Auch hier sagt Jesus — und das klang in den Ohren seines Volkes wie ein vermessen übermütiges Wort: „und siehe, hier ist mehr denn Salomo". Was für ein Selbstbewußtsein mußte der haben, der sich gerade an Weisheit über den gottbegnadeten König Salomo stellte. Aber Jonas und Salomo werden nur angeführt, um den einen Gedanken zu verdeutlichen: die Bußpredigt und die Weisheitsrede Jesu sind Gotteszeichen genug; aus ihnen kann man erkennen, daß Jesus ein gottgegebenes Recht zur Predigt und zu öffentlichem Wirken besaß. — Aber mit diesen Worten wendet sich Jesus wieder zu dem Schiff, auf dem er mit seinen Jüngern gekommen ist; und mit dem bittern Gefühl einer fehlgeschlagenen Hoffnung fahren sie zurück. Da warnt Jesus die Seinigen, daß sie nicht schließlich auch so denken, wie die Pharisäer und der Landesherr Galiläas, Herodes, der sich mit den Pharisäern gegen Jesus zusammengetan hat. Auch die Jünger könnten doch noch dem Gedanken nachgeben, daß Jesu Widerspruch gegen das heilige Gesetz Sünde sei und daß man wohl ein Recht habe, solche Himmelszeichen von ihm zu verlangen. Jesus warnt vor dem Sauerteig der Pharisäer und des Herodes. Aber diese Warnung bringt die Jünger gerade auf ihre kleinen Sorgen; sie sorgen um ihren Erwerb, um das tägliche Brot. Da erinnert sie Jesus an die großen Tage, in denen er mit wenig Speise viele gesättigt hat; Gott wird auch jetzt weiter helfen.

Aber am Ostufer des Sees sitzen und nach Galiläa hinübersehen, ohne es betreten zu können, das will Jesus nicht. Er verläßt den See, zieht den Jordan hinauf bis in sein Quellgebiet, und dort, am Abhang des Hermon, in der Nähe der Stadt Cäsarea-Paneas, wo der Vierfürst Philippus regierte, kommt Jesus mit einigen seiner Jünger in ein ernstes Gespräch über seine Person. Man erzählt ihm, vielleicht um ihn und sich selbst zu ermutigen, was begeisterte Anhänger von ihm sagen: „man hält dich für den Täufer"; so urteilte ja Herodes Antipas; aber auch solche, die Jesus zugetan waren, mochten ähnlich urteilen; „man hält dich für Elias", den großen Vorläufer des Messias; „man hält dich für Jeremias": von diesem Propheten glaubte man, daß er noch immer bei Gott für sein Volk bitte; „man hält dich für einen Propheten, wie nur einer der Propheten gewesen ist". Also davon ist nicht die Rede, daß alle Jesum verworfen haben.

Trotz der Verwerfung durch die augenblicklich maßgebenden Männer sehen doch noch viele begeistert an Jesus empor. Das ist die Überzeugung der Jünger. Da fragt sie schließlich Jesus, wofür sie selbst ihn denn halten. Schwerlich hat er die Frage an die Gesamtheit der Zwölf gerichtet; das Gespräch wurde wahrscheinlich nur mit Simon und den beiden Brüdern Johannes und Jakobus geführt. So ist auch die Antwort, die Simon gibt, nicht etwa vorher im Jüngerkreise festgestellt; Simon spricht aus, was Gott nur ihm eben jetzt offenbart hat, da er auf Jesu Frage: „Wofür haltet denn ihr mich?" kurz entschlossen den Bescheid gibt: „Du bist der Messias."

Das Markusevangelium erzählt, Jesus habe auf dieses Bekenntnis nur die schroffe Antwort gehabt: davon darfst du zu niemand reden. Das ist vollkommen verständlich. Die Offenbarung, die Jesus bei seiner Taufe empfangen hatte, war nur an ihn gerichtet und hatte nur ihm gegolten. Daß er Gottes Liebe, daß er Gottes Wohlgefallen besitze, das hatte ihm freilich schwere Versuchung gebracht, ob er nicht die Herrschaft der Welt, oder doch Ansehn bei den Menschen, oder doch Sicherheit vor Entbehrung und Mangel beanspruchen könne; er hatte diese Versuchungen abgewiesen. Aber voll froher Zuversicht, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhe, hatte er unbekümmert um alle Satzung den Willen Gottes verkündet, wie er im innersten Herzen sich ihm darstellte; er hatte aus dieser Zuversicht heraus den Kampf selbst gegen den Hohenrat und das heilige Gesetz des Mose auf sich genommen, und Flucht und Entbehrung waren sein Lohn; nur blieb ihm auch jetzt die Gewißheit, trotz alledem Gottes lieber Sohn zu sein, und damit die Gewißheit einer seligen Zukunft. Da hört er das Bekenntnis seines Jüngers; es lautet ähnlich der Offenbarung, die ihm bei seiner Taufe geworden war, und lautet doch anders: „du bist der Messias". Das heißt nicht bloß: Gottes Wohlgefallen ist mit dir; es heißt: du bist die höchste Hoffnung deines Volkes; du bist der König Israels, dessen ewiges heiliges Reich die Sehnsucht und das Verlangen aller frommen Herzen bildet. Als Messias hat Jesus einen Beruf an seinem Volk; die Himmelsstimme bei der Taufe hatte nur ihm einen ewigen Trost ins Herz gegeben. Schon davon hatte er zu niemand geredet; er scheute sich, sein persönliches Heiligtum zu offenbaren. Wenn das Geheimnis seiner Person sich noch größer darstellte, wollte er es ebensowenig preisgeben. „Man soll das

Heilige nicht den Hunden geben und nicht die Perlen vor die Schweine werfen."

Aber nimmt Jesus das Messiasbekenntnis des Petrus an? Im Matthäusevangelium ist uns eine ausführliche Antwort Jesu auf das Bekenntnis des Petrus überliefert, die meines Erachtens nicht angezweifelt werden sollte. Simon wird selig gepriesen, weil ihm geoffenbart ist, was Fleisch und Blut ihm nicht kundgetan haben. Er hat also etwas ausgesprochen, was bisher noch über keines Menschen Lippen gekommen ist, aber Jesu Vater im Himmel hat es ihm gesagt: sein Bekenntnis ist Wahrheit. Die spätere Christenheit weiß nichts mehr davon, daß Jesus nicht von Anfang an sich der Welt als Messias kundgab; schon deshalb ist diese Seligpreisung des Petrus ein echtes Wort Jesu. Und jetzt gibt Jesus diesem Jünger den Namen „Fels" (Kephas, Petrus); eine starke und harte Felsennatur hat er bewiesen, da er den Wert Jesu so hoch über das Schicksal Jesu gestellt hat; im verbannten, flüchtigen Mann sieht er den Messias, den König der Zukunft. Auch dieses Wort Jesu muß echt sein; Jesus hat dem Simon diesen Namen gegeben; das sagen alle Evangelien, und auch Paulus nennt Simon stets Kephas oder Petrus. Noch im Johannesevangelium folgt aber diese Namengebung an Petrus unmittelbar auf die Aussage, daß Jesus der Messias sei (1, 41.42). Eine bessere Gelegenheit für diese Namengebung läßt sich gar nicht finden. Aber Jesus will auf diesen Felsen seine Gemeinde bauen. Auch am Schluß der Bergpredigt redet er ja vom Bauen auf den Felsen; und daß diese heimatlose, ruhelose Schar seiner Getreuen festen Grund und Boden unter die Füße bekommen muß, das ist doch klar. Jetzt kann Simon dieser Felsengrund sein: sein Glaube, daß Jesus der Messias ist, wird ihr den Halt geben, den sie braucht. Gehört sie zum Messias, dann gehört sie zu Gott. Und Jesus ist überzeugt, daß dieser Glaube die Seinigen für die schlimmsten Erfahrungen stark macht. „Die Tore der Unterwelt," sagt er, „werden sie nicht überwältigen." Also die Sicherheit, zum Messias zu gehören, trotzt auch dem Tod; kein Tod kann den Messias von seiner Gemeinde und kann die Gemeinde des Messias vom Reiche des Messias losreißen. Der Messiasglaube des Petrus gibt den Jüngern Jesu die Kraft, die Jesus selbst aus dem Glauben schöpfte, Gottes lieber Sohn zu sein. Und noch in anderer Richtung ist Jesus über das Bekenntnis seines Simon erfreut. Den Juden galten die Schrift-

gelehrten als die Schlüsselbewahrer des Himmelreichs; sie sollten durch ihr Wort den Weg zum Himmelreich öffnen. Aber statt dessen verschlossen sie diesen Weg. Von seinem Simon weiß Jesus jetzt, daß er nicht auf das Äußere, sondern auf das Innere achtet; auf das, was allein nach Jesu Urteil über die Reinheit eines Menschen vor Gott entscheidet: nur so konnte Simon in einem Vertriebenen den Messias sehen. Jesus freut sich, seinen Jünger soweit gefördert zu haben: er hat ihm die Schlüssel des Himmelreiches gegeben; was Simon auf Erden urteilt, das gilt auch im Himmel, wie Jesus bisher schon sein eignes Urteilen und Empfinden mit kühner Sicherheit dem volkstümlichen Herkommen, den Bestimmungen des Hohenrates, den Forderungen des Gesetzes entgegengestellt hat.

Jesus ist nicht bloß Gottes lieber Sohn, er ist der Messias. So gehört er nicht sich an, sondern seinem Volke. Er darf nach dieser Offenbarung an Petrus nicht mehr seinem Schicksal ausweichen. Er muß die kurze Zeit bis zum Anbruch des Gottesreiches ausnützen; im Mittelpunkt seines Volkes, in Jerusalem, muß er noch einmal predigen. Freilich: Jesus wäre ein blinder Schwärmer gewesen, wenn er für sich selbst in Jerusalem etwas anderes als den Tod erwartet hätte. Sein Volk hatte ihn ja schon verworfen, und Leute aus Jerusalem hatten schon ihr Urteil über ihn gesprochen. Aber die Aussicht auf den Tod schreckt ihn nicht. Im Gegenteil. Der Tod scheint ihm der gottgewiesene Weg, auf dem die Verheißung sich erfüllt. Durch seinen Tod wird es möglich sein, daß der arme landflüchtige Mann in der Herrlichkeit seines Vaters zum Gericht über die Welt erscheint, auf den Wolken des Himmels und umgeben von Gottes Engeln. Voll Begeisterung fordert Jesus die Seinigen zum Zug mit ihm auf; sie sollen ihn begleiten auf dem Todesgang nach Jerusalem. Wohl müssen sie sich gleich verurteilten Verbrechern betrachten, wie man sie oft in Palästina ihr Kreuz zur Richtstätte schleppen sah; auch sie, die mit dem verworfenen Manne ziehen, müssen den Tod für sich erwarten. Aber nur der gewinnt sein Leben, der es einsetzt. Das irdische Leben muß der opfern können, der des Lebens im Gottesreiche teilhaftig werden will. Aber dieses Gottesreich kommt, noch ehe alle den Tod geschmeckt haben, die jetzt um Jesus stehen.

Auf dem Wege nach Jerusalem zieht Jesus heimlich durch Galiläa; er will nicht erkannt sein, von einer öffentlichen Predigt

ist keine Rede: „ein Prophet," meint er, „muß in Jerusalem untergehen." Aber trotzdem kommt er mit seinen Jüngern nach Kapernaum; sie wollen ihre Heimat noch einmal schauen und ihre Verhältnisse ordnen. Man hindert sie nicht; aber ein großer Unterschied ist gegen früher wahrzunehmen. Früher drängte sich die Schar der Hörer um Jesus, so daß er zu Hause nicht in Ruhe essen konnte und daß er vom Ufer auf den See flüchten mußte. Jetzt sitzt er zu Hause allein mit seinen Jüngern, und die Sammler der Tempelsteuer, die um diese Jahreszeit von Haus zu Haus gingen, wissen nicht, ob sie ihn noch als einen Angehörigen ihres Volkes einschätzen und die für jeden erwachsenen Israeliten pflichtmäßige Steuer auch von ihm erheben dürfen. Lange dauert dieser Aufenthalt in Kapernaum nicht. Jesus ließ seine Jünger Hab und Gut verkaufen und den Erlös den Armen geben. An eine Rückkehr in die alten Verhältnisse denken sie nicht; ehe sie nach Galiläa zurückkommen, wird das Gottesreich da sein. Die Weiterreise erfolgte östlich vom Jordan. Hier hat nun Jesus die alte Predigttätigkeit aufgenommen, und überall haben sich die Menschen wieder um ihn gedrängt. Die Warnung vor ihm war in dieser Gegend nicht bekannt geworden oder hatte keinen Eindruck gemacht. Eine Reihe bedeutsamer Aussprüche Jesu stammt von diesem Zug. Trotz der Erlaubnis der Ehescheidung durch Mose erklärt Jesus den Bruch des gegebenen Ehegelöbnisses für Sünde; er freut sich der Kinder, die man zu ihm bringt, und segnet sie. Er verlangt von dem Reichen, der ihn kniefällig um einen sichern Weg zum Himmelreich bittet, zuerst die Erfüllung der Gottesgebote, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen ordnen. Wie der damit nicht zufrieden ist, fordert ihn Jesus auf, sich in die Schar seiner Jünger einzugliedern: da soll er aber auch tun, was diese getan haben, und seinen Besitz verschenken. Der Reiche geht darauf nicht ein, und Jesus beklagt die furchtbare Versuchung, die der Geldbesitz mit sich bringt. Dabei verheißt er den Jüngern, die um seinetwillen alles geopfert haben, hundertfältigen Ersatz, wenn das Gottesreich kommt. Aber wie nun Johannes und Jakobus für sich die Ehrenplätze im Gottesreich neben dem Thron des Messias begehren, da weist er sie zurück. Es steht ihm fest, daß sie mit ihm den Leidenskelch trinken müssen. Aber die Ehrenplätze im Gottesreich zu bestimmen, dazu hat ihm der Vater kein Recht gegeben. Doch das gibt ihm Anlaß, sich darüber auszusprechen, was in seinen Augen

menschliche Größe ist. Nicht der ist groß, der möglichst viele neben sich niederdrückt, sondern der ist groß, der möglichst viele fördert und emporzieht. Wer vielen dient, der ist groß. Um andern zu dienen, will Jesus selbst in den Tod gehen.

Bei der Furt von Jericho überschritt Jesus wieder den Jordan. Das Gerücht von seinem Kommen war ihm vorangeeilt; man erwartete in dem damals blühenden, reichen Jericho den Propheten aus Galiläa; die Straße, die er zog, war dicht mit Menschen besetzt. Jesus wollte hier noch einmal Rast machen; da fiel es auf, daß er gerade das Haus eines Oberzolleinnehmers Zakchäus sich zur Herberge aussuchte. Aber er bleibt seinem Grundsatz getreu, daß es sein Beruf sei, das Verlorene zu retten.

Jericho liegt etwa 250 m unter dem Spiegel des Mittelmeers, Jerusalem etwa 750 m über demselben; von Jericho nach Jerusalem muß man also eine Höhe von 1000 m ersteigen. Die Straße durch das kahle, wildzerklüftete Gebirge ist unwirtlich und noch heute unsicher. Jesus ist sie ja gewiß nicht zum erstenmal gezogen. Der Eindruck, den sie in Jesus zurückließ, spiegelt sich in dem Gleichnis wider, das er nachher in Jerusalem erzählt hat. Hier findet der barmherzige Samariter den armen Verwundeten, an dem Priester und Levit, für ihr eigenes Leben bangend, vorbeigegangen sind. Doch Jesus und seine Jünger denken höchstens nebenher an die Unwirtlichkeit und Unsicherheit dieser Straße. Seine Jünger leben ganz in der Erwartung künftiger Herrlichkeit: ihr Messias kommt nach Jerusalem. Jesus weiß längst, daß der Sohn Gottes nicht vor Entbehrung, Verwerfung und Schmach gesichert ist; er erwartet in Jerusalem Gefangenschaft, Leiden und Tod. Da erzählt er seinen Jüngern, was er aus seiner Jugendzeit von Jerusalem weiß. Ein hochgeborener Herr, der Sohn des Herodes, Archelaus, mußte in ein fernes Land gehen, nach Rom, um dort die Herrschaft über sein ererbtes Reich zu erlangen. Da verteilt er an mehrere Leute die Verwaltung seines Vermögens. Wie er weg ist, folgen ihm Abgesandte aus dem Lande, dessen Herrscher er werden will; die wollen seiner Thronbewerbung entgegenarbeiten. Aber sie haben keinen Erfolg; er erhält das Land. Da belohnt und bestraft er nach seiner Heimkehr die Verwalter seines Vermögens, je nachdem sie damit gewirtschaftet haben; die, welche gegen seine Herrschaft aufgetreten sind, werden niedergemacht. Das sind Ereignisse aus dem Jahr 4 vor Beginn unsrer Zeitrechnung. Aber in der Er-

zählung dieser Ereignisse spricht Jesus eine Mahnung aus: Wenn er nun weggeht, um sein Reich einzunehmen, dann hat er ja auch seinen Jüngern heiliges Gut anvertraut, alles, was sie an ihm gesehen und durch ihn gehört haben: wie werden sie damit wirtschaften? Und wird der wiederkehrende Messiaskönig nicht auch solche bestrafen müssen, die seiner Herrschaft entgegengewesen sind?

Vierzig Minuten vor Jerusalem, aber durch den Ölberg von ihm geschieden, lag das erste Dorf seit Jericho, Bethanien. Hier fand Jesus eine bekannte Familie, zwei Schwestern, Maria und Martha. Er begrüßt sie. Den Jüngern blieb im Gedächtnis, wie verschieden der Besuch Jesu von den beiden Schwestern aufgenommen wurde, wie Martha von der Sorge um freundliche Bewirtung der Gäste in Anspruch genommen ist, während Maria sich still zu Jesu Füßen setzt und ihm zuhört. Das lobt Jesus, ohne Marthas Fürsorge ernstlich tadeln zu wollen. Aber ihn selbst drängt es weiter. Er erkundigt sich hier nach einem Esel, auf dem er die letzte Strecke nach Jerusalem zurücklegen kann. Zwei seiner Jünger bringen ihm das Tier aus dem etwas näher bei Jerusalem gelegenen Gehöfte Bethphage. Ob es nun von vornherein Jesu Absicht war, sich schon auf diese Weise als den künftigen Messias kundzutun, läßt sich nicht sicher sagen. Kein Zweifel ist, daß Jesus vom nächsten Tage ab sich Jerusalem in unzweideutiger Weise als den Messias kundgegeben hat. Hier würde ja die Überlegung vollauf genügen, daß der Weg von Jericho herauf nach Bethanien sehr heiß, steil und ermüdend ist. Aber sicher haben die Jünger in ihrem auf dem Eselsfüllen nach Jerusalem einziehenden Messias den beim Propheten Sacharja verheißenen Friedenskönig gesehen und haben laut das Kommen des Gottesreiches verkündigt, während sie unter ihm huldigend ihre Kleider ausbreiteten und grüne Zweige ausstreuten. Und wenn man schon in Jericho Jesu Ankunft vorher wußte, so konnte das auch in Jerusalem der Fall sein. Also trotz des nahen Passahfestes mußte der Zug dieser Pilger nicht unter der Menge anderer Pilgerzüge verschwinden. Doch ist in unserer Quelle für diesen Vorgang, bei Markus, von einer größeren Erregung nichts zu lesen, die sich jetzt schon der Stadt Jerusalem bemächtigt hätte.

Es war schon gegen Abend, als Jesus nach Jerusalem kam; er sah sich nur kurz in dem Heiligtum um und kehrte nach Bethanien zurück. Hier nimmt er sein Mahl im Hause des aussätzigen Simon. Ob der Mann für geheilt galt oder nicht, ob

er überhaupt zugegen war oder nicht, das läßt sich nicht mehr sagen. Aber während des Essens erscheint in dem Haus ein verrufenes Weib, wirft sich weinend an Jesu Füße, zerbricht ein Fläschchen kostbarsten Nardenwassers und gießt es auf Jesu Haupt. Dann trocknet sie mit ihrem Haar die Tränen ab, die auf Jesu Füße gefallen sind. Aber ihr Tun findet bei den Tischgästen wenig Beifall. Man schmäht über die Verschwendung; man tadelt auch Jesus, daß er von einem solchen Weib sich berühren läßt. Aber Jesus zeigt keinen Unwillen. Ihm ist das unerwartete Ereignis eine Mahnung an den nahen Tod. Solche Salbung ist auch ein letzter Liebesdienst, den man Toten zuteil werden läßt. Ihm ist jetzt dieser Liebesdienst im voraus geschehen. Und es ist kein Zufall, daß ihm von einer Verworfenen solche Liebe erwiesen wird: sie kennt den Freund der Sünder; sie weiß durch ihn, daß Gott das Verlorene sucht und der Sünder sich annimmt. Es ist nur natürlich, daß von zwei Schuldnern der den Gläubiger am meisten liebt, dem die größere Schuld erlassen ist. So gibt Jesus dem Weib ein freundlich tröstendes Abschiedswort: „Deine Sünden sind dir vergeben, dir hat dein Glaube geholfen; gehe hin im Frieden.“

Am nächsten Morgen geht Jesus mit seinen Jüngern wieder nach Jerusalem. Da hungert ihn, und wie er einen Feigenbaum im Blätterschmuck am Wege stehen sieht, geht er hin, um nachzusehen, ob nicht vielleicht eine Feige vom letzten Herbst daran hängen geblieben und in der Frühjahrssonne ausgereift ist, wie das ab und zu vorkommt. Aber die üppige Fülle der Naturgaben, wie sie die Ufer des Sees Genneſaret boten, findet er in dem rauhen Klima des hoch im Gebirge liegenden Jerusalem nicht. Da verwünscht er den Baum, an dem er nichts findet, in gewiß sehr menschlichem Unbehagen. Sie kommen nach Jerusalem. Es war der viertletzte Tag vor dem Anbruch des Passahfestes, die bewegteste Zeit im Jahr für die heilige Stadt. Insbesondere auf dem großen, von Säulenhallen umgebenen Vorplatz des Tempels drängte sich ein buntes Marktgewühl. Opfertiere wurden verkauft; gegen die Reichsmünze wurde das heilige Geld eingewechselt, das allein im Tempel gebraucht werden durfte und das außerhalb des Tempels nirgends mehr Gültigkeit hatte: Jerusalem erntete von der Frömmigkeit der Pilger. Diese Gewinnsucht, die sich an der heiligsten Stätte seines Volkes breit macht, treibt Jesus zu einer äußerst auffallenden Tat. Mit seinen Jüngern stürmt er

den Tempelplatz, verjagt die Leute, die hier ihren Stand und ihre Wechselbude haben, und sorgt dafür, daß nichts mehr über den heiligen Platz getragen wird. Das ist gewiß nicht ohne kräftige Gegenwehr und ohne Gewaltsamkeit abgelaufen; es ist auch nicht die Rede davon, daß irgend einer willig von seinem Platze gewichen wäre. Und Jesus begleitet die Tat mit ebenso wuchtigen Worten. Er verteidigt das gute Recht dieser Tat: „es steht geschrieben: ‚mein Haus soll ein Bethaus sein allen Völkern‘, und ihr habt eine Räuberhöhle daraus gemacht.“ Dann aber verkündigt er auch sein gutes Recht, so zu handeln: „ich werde diesen Tempel von Menschenhand zerbrechen und in drei Tagen bau ich einen andern, der nicht von Menschenhand ist“. Das ist die erste laute öffentliche Messiaskundgebung Jesu. Die Zurufe seiner Jünger beim Einzug in die heilige Stadt hat Jesus nur nicht gehindert; hier redet er selbst; die Gewalt des Augenblicks läßt jede kleine Rücksicht auf die Gefahr solcher Worte verschwinden. Und sein Wort ist nicht zweideutig: es ist der Messias, der nach jüdischer Hoffnung an die Stelle der vergänglichen Welt die unvergängliche, an die Stelle des irdischen Jerusalems das himmlische Jerusalem setzt, an die Stelle des irdischen Tempels den ewigen Tempel des verheißenen Gottesreiches. Und Jerusalem hörte dieses Wort, den Anfang hatte man später nicht so deutlich im Gedächtnis: das wußte aber jedermann, daß Jesus in drei Tagen den neuen verheißenen Tempel aufrichten wollte. Daß man ein solches Wort nicht überhörte, dafür sorgte die es begleitende stürmisch gewaltsame Tat. Sie machte nicht viel weniger Aufsehen, als wenn Jesus sich von der Zinne des Heiligtums herabgelassen hätte. Und diese Tat gefiel trotz des scheinbar widerrechtlichen Eingriffs in Handel und Wandel. Weder die jüdische Obrigkeit, der Hoherat mit seiner Tempelwache, noch das römische Kommando, das immer mit großer Sorge die Vorgänge im Tempel beaufsichtigen ließ, griff an diesem Tag ein. Jesus hatte die Ordnung trotz des augenblicklichen Lärmens weniger gestört als gefördert. Das scheint der überwiegende Eindruck gewesen zu sein. Und durch seine für heiliges Leben begeisternde Predigt riß Jesus die Massen an sich.

Abends verläßt er mit den Seinigen die Stadt. Er übernachtet im Freien, wie die meisten Fremden. Morgens kommt er denselben Weg wie tags zuvor von Bethanien her. Da zeigt ihm Petrus, daß der Baum ganz welk und dürr steht, den er tags

zuvor verwünscht hat. Auch Jesus erstaunt; aber das Erlebnis wird ihm zur Verheißung. „Greif etwas zuversichtlich an, so gelingt's!" Bethanien war durch den Ölberg von Jerusalem geschieden. Von der Höhe erblickt man das etwa zwanzig Kilometer entfernte, tief unten schimmernde Tote Meer. Hier ruft Jesus jetzt seinen Jüngern zu: „Wahrlich, ich sag' euch: wer zu diesem Berge spricht: ‚heb dich auf und wirf dich ins Meer' und an der Erfüllung dieses Wortes nicht zweifelt, dem geschieht's!" Das ist die Freudigkeit und Kühnheit, wie sie etwa Luther bewährt hat, als er nach Worms ging. So ging Jesus jetzt zum Kampf nach Jerusalem.

Und der Kampf blieb nicht aus. Eine Abordnung des Hohenrates fragt den Propheten aus Galiläa, mit welchem Recht er so auftrete. Die Herren des Tempelplatzes wünschen zu wissen, wie Jesus hier als Herr schalte und walte. Aber Jesus entschuldigt sich nicht, er antwortet mit einer Gegenfrage. Er fragt, wer dem Täufer Johannes das Recht zu seiner Wirksamkeit gegeben habe. Die Antwort und die Absicht Jesu sind klar. Ein Prophet holt sich seine Vollmacht nicht vom Hohenrat, sondern von Gott. Das galt von dem Täufer, das gilt von Jesus. Vom Täufer konnte es der Hoherat zugeben, daß er von Gott gesandt sei. Der Täufer unterschied sich von Jesus: der Täufer hatte nie gegen jüdisches Gesetz und jüdische Sitte gekämpft; er hatte nie eines Menschen herkömmlichen Erwerb so gestört, wie das Jesus jetzt bei der Tempelreinigung getan hatte. Aber den ängstlichen Schriftgelehrten des Hohenrates gefiel die männlich kraftvolle Gestalt des Täufers so wenig, wie die trotzig freimütige Art Jesu. Sie gingen beide nicht den engen Weg von Gesetzesvorschrift zu Gesetzesvorschrift. So erwidern diese Leute des Hohenrates mit Achselzucken, sie wissen nicht, woher der Täufer das Recht seines Auftretens gehabt habe. Und der Handwerker aus Nazareth gibt den ersten Männern seines Volkes die keck-trotzige Antwort: „so sage auch ich euch nicht, woher ich mein Recht habe". Und seltsam! Die Männer, die doch auf diesem Platz zu gebieten haben, lassen sich diese Antwort geben. Sie haben ja freilich schon einen ganzen Tag gewartet, ehe sie nur zu dieser bescheidenen Anfrage den Mut fanden.

Da erzählt ihnen Jesus noch ein Gleichnis, ehe sie weggehen. Sie sollen sich von vornherein im klaren sein über den Sinn dieses Gleichnisses: darum schließt sich Jesus

an ein wohlbekanntes alttestamentliches Gleichnis an, das Gleichnis des Jesaja vom Weinberg. Jesajas Freund hat an seinem Weinberg alles getan, was er tun konnte: trotzdem brachte der Weinberg saure Frucht; da gibt er ihn auf und läßt ihn öde und wüste liegen. So macht es nach der Deutung Jesajas Gott mit seinem Volk Israel. Nun beginnt Jesus fast genau wie Jesaja; auch er will eine Drohung aussprechen. Aber er schildert einen Aufstand der Sklaven, die den Weinberg bebauen; sie töten die Boten ihres Herrn, zuletzt seinen einzigen lieben Sohn. Dafür kommen sie freilich selbst elend um, und andere übernehmen die Pflege des Weinberges. — Die Leute des Hohenrates sahen, daß das Gleichnis auf sie gemünzt war. Auch das Einzelne verstanden sie. Jesus hatte ihnen eben vom Täufer Johannes gesprochen. Der große Prophet war in schmählichster Weise durch einen jüdischen Fürsten hingemordet, und der Hoherat hatte sich nicht für ihn gewehrt. Und auch das war klar, wen Jesus mit dem einzigen geliebten Sohn des Weinbergbesitzers meinte. Er hält jetzt nicht mehr mit seinem Messiastum zurück. Im Buch des Jesaja standen ja die Worte: „saget der Tochter Zion: siehe, dein Heiland kommt“.

Aber die Drohung erzeugte Haß; man will diesen Messias verderben, der die Geltung des Gesetzes und der heiligen Überlieferung antastet und vor den maßgebenden Männern der Gegenwart keinerlei Achtung zeigt. All das bewies ja, daß er nicht der Messias war. Aber zum Glück des Hohenrates war ein Messias ein verlorener Mann: die Römer pflegten mit solchen Königen der Welt bald fertig zu werden. So arbeitete man darauf hin, daß der König der Zukunft mit den augenblicklichen Herren der Welt in deutlichen Widerspruch geriet. Man ermuntert ihn zuerst, daß er bei seinem Freimut bleibt. Pharisäer und Herodianer treten an Jesus heran und loben es mit falschem Herzen, daß er nur der Wahrheit folge und sich um Menschen nicht kümmere. So soll er jetzt die für Jerusalem brennende Frage entscheiden: darf man dem Kaiser Steuer zahlen? Judäa und Samaria waren ja ein besonderer Teil der Provinz Syrien; hier zahlte die Bevölkerung ihre Steuern unmittelbar an Rom. Das schien der Würde des Gottesvolkes nicht zu entsprechen. Mindestens sollte auch hier ein Sohn des einheimischen Königshauses, ein Sohn des Herodes, zwischen dem übermächtigen Rom und der Bevölkerung stehen. Jesus ist rasch entschieden. „Gebt mir doch einen

Denar, daß ich ihn sehe," sagt er. Das war die gebräuchlichste Silbermünze, geprägt in den Münzstätten des Reiches, im Wert von 70—80 Pf. Man hat sie sofort zur Hand. Da weist Jesus auf eine Ungesetzlichkeit hin, die sich jeder zuschulden kommen läßt, der solche Münze gebraucht. „Wes ist das Bild?" fragt er, und jeder Jude wußte seit seiner frühesten Kindheit, daß ihm Gott verboten hat, das Bild irgend eines Lebenden bei sich zu haben. Aber man rechtfertigt sich, indem man antwortet: „es ist das Bild des Kaisers". Dagegen läßt sich nichts machen, der Kaiser ist übergewaltig. So reicht aber auch Jesus die Münze zurück und erklärt: „dann gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist". Wenn Gott euch zwingt, Münzen mit dem ungesetzlichen Bilde des Kaisers zu führen, dann wird auch Gott nichts dagegen haben, daß ihr dem Kaiser Steuer zahlet. Das war eine Erklärung, die ohne Rücksicht auf irgendwelche Menschen gegeben und doch auch für jedermann unantastbar war. Aber mit diesem Ausgang war der Hoherat nicht zufrieden; so wurde der unbequeme Mann nicht beseitigt.

In den vornehmen Kreisen der Priesterfamilien Jerusalems war man allem Schwärmerischen abgeneigt; die sadduzäische Richtung wollte nichts wissen von der Pflege der nationalen Zukunftshoffnungen und von den phantastischen Bildern der jenseitigen Welt, wie die Pharisäer sie liebten. Sie sahen, daß dies alles miteinander verbunden war; sie entwurzelten den Messiasglauben Jesu, wenn sie den Glauben an eine Auferstehung der Toten dem Gespötte preisgaben. So fragen sie Jesus wegen der Auferstehung der Toten. Sie führen einen Beweis gegen diesen Glauben aus der Grundlage alles jüdischen Denkens, aus dem Gesetz. Die kinderlose Witwe hat die gesetzliche Pflicht, den Bruder ihres verstorbenen Gatten zu heiraten. Aber in der Welt der Auferstehung sind die drei Personen zu ewigem Leben vereinigt: wessen Gattin wird sie nun sein? Nur um der Sache mehr Würze zu geben, erzählt man Jesus von sieben Männern der einen Frau. Aber Jesus empfindet es als ungehörig, daß menschlicher Witz und Spott an das Heilige rührt. Als Narren bezeichnet er diese überwitzigen Frager. Sie verstehen nicht die Schrift und verstehen nicht die Allmacht Gottes: die Auferstandenen freien nicht und lassen sich nicht freien; sie sind wie die Engel; sie gehören einer Welt an, auf die irdische Maßstäbe nicht passen. Und die Sadduzäer verstehen nicht die Schrift: auch Jesus beweist seinen Glauben aus dem heiligen Ge-

setzbuch. Gott nennt sich vor Mose den Gott der Erzväter; also hat er sie bei ihrem Tod nicht aus seiner Hand gegeben; er ist ihr Gott geblieben; das ist Gottes Art, daß er niemals ein Gott der Toten sein kann; Gottes Treue reicht über alles Menschenschicksal hinaus. Die Sadduzäer konnten Jesus mit seinem Glauben nicht lächerlich machen; sie liefen im Gegenteil Gefahr, mit ihren Angriffen auf ihn lächerlich zu werden.

Jesu Ansehen wächst. Ein Schriftgelehrter tritt mit ernster Frage an Jesus heran; er fragt nach dem wichtigsten unter den Geboten des Gesetzes. Die Frage war im Judentum eigentlich entschieden. Jeden Morgen und jeden Abend betete der Jude die Worte: „Höre, Israel, der Herr dein Gott ist ein einiger Gott, und du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus aller deiner Kraft". Jesus stellt sich also bewußt in die Glaubensgemeinschaft mit seinem Volk, wenn er dieses Gebot der Gottesliebe für das erste erklärt. Aber seine Besonderheit und Eigenart kommt trotzdem zur Geltung. Jesus weiß ein Gebot des Alten Testamentes, das diesem ersten und wichtigsten Gebot der Gottesliebe gleichsteht; es ist das Gebot der Nächstenliebe, das von den Pharisäern nicht ebenso hoch gestellt wurde. Also nicht in Opfern, nicht in Waschungen, nicht in Fasten, nicht in der Pünktlichkeit, mit der man die Gaben an den Tempel leistet; in alle dem drückt sich die Liebe zu Gott nicht wahrhaft aus. Aber Recht, Barmherzigkeit und Treue gegen den Mitmenschen, das sind die echten Kennzeichen dafür, daß man Gott liebt. — Die Kämpfe dieses Tages haben Jesus nicht ermüdet. Er will dem Schriftgelehrten deutlich machen, was er unter Nächstenliebe versteht; da erzählt er das wunderbare Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Die Liebe fragt nicht: wer steht mir nahe genug, daß ich ihm helfen muß? — Sie hilft und bringt durch ihre Hilfe auch den Fernsten und Fremdesten sich nahe.

Die Nacht verbringt Jesus wieder draußen am Ölberg; morgens ist er wieder auf dem Tempelplatz. Da versuchen es die Gegner noch einmal, das Volk von ihm abwendig zu machen. Eine Frau wird vor ihn gebracht, die des Ehebruchs überführt ist. Das Gesetz verlangt ihre Steinigung. Aber auch Jesus soll sein Urteil abgeben. Man kennt ja den Freund der Sünder, er wird sie beschützen wollen, und das mag dem Volk von Jerusalem die Augen öffnen. Gegen seine sonstige Art scheint Jesus diesmal zu überlegen; er macht mit einem Stock allerlei Zeichen

in den Sand. Aber nicht was er den Fragern antworten soll, beschäftigt ihn; er sieht in der einen Sünde die Sünde aller; ein ehebrecherisches Geschlecht hat er mehr als einmal die Menschen seiner Zeit genannt. Und aus diesem Gefühl spricht er seine Antwort: „Wer unter euch schuldlos ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Dann beugt er sich wieder herab und macht wieder seine Zeichen. Aber wie er nachher aufsieht, da hat das kurze Wort Wunder gewirkt: die Ankläger sind lautlos hinweggegangen. Und Jesus erklärt der Frau, daß auch er sie nicht verurteile. „Gehe hin und sündige nicht mehr." Das Unglück der Sünde konnte den Jerusalemern nicht eindringlicher geschildert werden. Jetzt wußten sie, daß Jesus die Sünde verurteilt und doch den Sünder bemitleidet.

Aber der Messias konnte dieser Jesus nicht sein; der Messias ist der Sohn Davids aus Bethlehem; Jesus stammt aus einem Flecken Galiläas. Jesus kennt diesen Einwand, und wie er sich jetzt öffentlich als den Messias kundgegeben hat, so spricht er jetzt auch öffentlich über diesen Einwand. Im 110. Psalm heißt es: „der Herr hat gesagt zu meinem Herrn; setze dich zu meiner Rechten!"; die jüdische Überlieferung führte aber schon zur Zeit Jesu die biblischen Psalmen auf den König David zurück. So spricht hier also König David nicht bloß von dem Herrn, dem Gott Israels, sondern er redet noch daneben von einem anderen als von seinem Herrn; und dieser andere soll sich zur Rechten Gottes setzen: das kann ja nur der Messias sein. Ist der Messias aber der Herr Davids; hat David gehört, daß dieser sein Herr zur Rechten Gottes sitzen soll; dann kann doch der Messias nimmermehr Davids Sohn sein. Der Messias gehört der göttlichen Welt an und war schon bei Gott zur Zeit Davids. Daran glaubt Jesus ebenso, wie er an sich selbst an den Messias glaubt.

Und in ernster Rede warnt Jesus das Volk vor seinen schriftgelehrten Seelsorgern, die es irre leiten. Das sind die Gegner, von denen aller Widerspruch gegen sein Wirken schließlich herrührt. Jesus geißelt ihre Eitelkeit, ihre Unwahrhaftigkeit, ihre Lieblosigkeit, ihre Peinlichkeit in der Erfüllung äußerlicher Gesetzespflichten neben ihrer Gewissenlosigkeit im Verkehr mit andern. Dann preist er die Gabe der armen Witwe, die größer ist als die Summen der Reichen: ihm gilt das Äußere nichts, das Innere alles. Und abends verläßt er den Tempel, um noch eine kurze Weile mit seinen Jüngern am Ölberg zu sitzen und im Blick auf

die über Jerusalem sinkende Sonne von dem kommenden Gottesreiche zu reden.

Aber währenddem bereitet sich in Jerusalem das Verhängnis vor. Man hat Jesus weder bei den Römern verklagen noch dem eigenen Volke lächerlich oder ärgerlich machen können. Da will sich einer der Zwölf hergeben, Jesus an seine Feinde auszuliefern. Auch Judas Ischariot war einst von Jesus zur Predigt in Galiläa ausgesandt worden; auch er war später treu mit Jesus in die Verbannung gezogen. So hat ihn gewiß nicht klingender Lohn allein zum Verrat bestimmt. Aber er glaubte nicht, daß Jesus der Messias sei: den Messias, den künftigen Richter der Welt, hätte er nicht verraten. So aber mißfiel ihm der laute Einzug, die Tempelreinigung, die Abweisung des Hohenrates, das ganze Auftreten in der heiligen Stadt. Und um nicht mit Jesus untergehen zu müssen, liefert er selbst Jesus aus in die Hände seiner Feinde.

Dem scharfen Blick Jesu entgeht es nicht, was sein Jünger vorhat; beim gemeinsamen Abendessen spricht Jesus seine Vermutung bestimmt aus. Die Haltung des Judas bestätigt ihm seine Vermutung; da kommt doch eine starke Erregung über ihn. Das Brot zerbricht ihm unter der Hand: „Das ist mein Leib," ruft er aus; „so müßt ihr künftig das Brot brechen in Erinnerung an mich." Und wie das Essen zu Ende ist, da gießt er den letzten Becher wie eine Opferspende zur Erde und spricht: „Das ist das Blut meines Bundes, ausgegossen für viele. Jetzt werde ich keinen Wein mehr trinken, bis ich ihn neu trinke in Gottes Reich." Zur Zeit des Messias schließt ja Gott einen neuen Bund mit seinem Volk; er vergibt ihm die Schuld und schreibt ihm die Gebote, statt auf steinerne Tafeln, ins Herz.

Die Erregung Jesu dauert fort beim Gang nach Gethsemane. Er erwartet, daß alle seine Jünger von ihm abfallen, daß auch Petrus ihn verleugnet. Er tröstet sie aber auch wegen ihrer Heimatlosigkeit: ehe sie nach Galiläa zurückkommen, wird er wieder da sein. Aber die Jünger wollen den Drang des Augenblicks nicht erkennen. Von dem stürmischen Treiben in Jerusalem müde, schlafen sie, während Jesus in heißem Gebet den Todeskampf gewissermaßen vorwegnimmt. Unser Bericht geht hier auf Petrus zurück, dem es späterhin furchtbar war, daß er sich damals nicht hatte zwingen können zu wachen. Die Verhaftung erfolgt nach kurzer Gegenwehr durch die Jünger. Sie dürfen entfliehen; nur Jesus wird festgenommen: das war wohl eine Bedingung des Judas.

Gegen alle Gewohnheit ist der Hoherat bei Nacht zum Gerichte zusammengetreten. Die Zeit drängt. Am nächsten Abend beginnt das Passahfest; da soll die Sache Jesu erledigt sein. Und bei der Geschwindigkeit damaliger Rechtsprechung und Urteilsvollziehung war das möglich, obgleich zwei Gerichtshöfe über Jesus entscheiden mußten. Zuerst also der Hoherat, das Gericht des Hohenpriesters. Die Verhandlung wurde ordnungsmäßig geführt, wenn man von der ungewöhnlichen Zeit, der Sitzung bei Nacht, absieht. Zwei Belastungszeugen mußten in ihren Aussagen übereinstimmen, wenn eine Verurteilung erfolgen sollte. Das erreichte man nicht sogleich. Zwei Zeugen nannten das Wort vom Abbruch und Wiederaufbau des Tempels, das Jesus bei der Tempelreinigung gesprochen hatte. Es konnte zur Anklage benützt werden, wenn Jesus gesagt hatte: „ich will diesen Tempel abbrechen". Das war ein Frevel am Heiligtum. Man hätte ihn auch um dieses Wortes willen verurteilt, wenn es deutlich besagte, daß Jesus sich für den Messias hielt. Aber die Zeugen stimmten nicht in allen Punkten überein; das kann sich auf den Wortlaut oder die Gelegenheit der angeschuldigten Rede Jesu beziehen. Da fragt der Hohepriester selbst Jesus vor dem versammelten Gerichtshof, ob er der Messias sei. Jesus hat bisher geschwiegen. Jetzt bricht das Feuer mächtig aus seinem Innern hervor. Demnächst werden seine Richter ihn schauen sitzend zur Rechten der Allmacht und kommend auf den Wolken des Himmels. Dann wird er ihr Richter sein. Das mutig stolze Wort gilt ihnen als eine Gotteslästerung. Der Hohepriester zerreißt sein Kleid, weil in seiner Gegenwart solcher Frevel geschehen ist. Der Verführer, der Gottes Gesetz bekämpft, wagt es von Gott zu sagen, Gott habe ihn zum Richter der Welt bestimmt. Einstimmig verurteilen sie ihn wegen Gotteslästerung zum Tod.

Aber sie vollziehen nicht selber das Urteil. Der römische Statthalter Pilatus war in Jerusalem; vielleicht fürchtete man ihn, wenn man ohne seine Zustimmung ein Todesurteil vollzog; wahrscheinlicher ist, daß man das Gehässige der Hinrichtung auf ihn abwälzen wollte. Um eine Lästerung des jüdischen Gottes kümmerte er sich freilich kaum. So macht man eine andere Anklage zurecht. In den frühsten Morgenstunden — es war nach ziemlich sicherer Rechnung der 7. April 30 n. Chr. — wird Jesus ihm übergeben. Die Anklage lautet, daß Jesus sich den König der Juden genannt habe. Das leugnet Jesus nicht: er ist der

Messias. So ist Pilatus mit seiner Rechtsprechung rasch zu Ende. Um 9 Uhr morgens wird Jesus nach vorheriger Geißelung gekreuzigt. Mit ihm werden zwei Räuber zum Tod geführt. Man will vor dem Fest noch reine Luft in den Gefängnissen haben.

Ein Betäubungstrunk sollte den Gefangenen für die Kreuzigung widerstandslos machen; Jesus nimmt ihn nicht, er will seine Klarheit behalten. An dem Kreuze stand seine Schuld: „der König der Juden". Kurz vor seinem Tode betet er laut die Anfangsworte des 22. Psalms. Da klingt das aramäische „mein Gott, mein Gott" an den Namen des Elia an. Und die Umstehenden haben den lauten, aber stöhnenden Ruf des Sterbenden nicht deutlich verstanden. Sie wissen, daß Elias erwartet wird, ehe der Messias kommt; so meinen sie, Jesus rufe jetzt den Elias herbei. Aber irgend jemand am Kreuz will die Qual Jesu lindern; er reicht ihm einen Trunk; das Kreuz ist so hoch, daß er das nur mit einem Schwamm an einem Stabe tun kann. Man will ihn zurückhalten; aber er verlangt, daß man ihn gewähren lasse: „wir wollen doch sehen, ob Elias kommt, ihn herabzuholen". Aber mit lautem Aufschrei ist Jesus gestorben. Es war um die Mittagstunde; der Tod war überraschend schnell eingetreten.

Über das Fest sollte kein Toter am Kreuze hängen. Ein Mann des Jerusalemer Rates, Joseph von Arimathäa, bittet Pilatus um die Leiche Jesu. Galiläische Frauen, die mit Jesus nach Jerusalem gekommen sind, sehen aus der Ferne, wie man den Leichnam abnimmt und in ein benachbartes Felsengrab bringt. Von irgendwelcher Ehrung des Toten war keine Rede. Die Frauen möchten ihn wenigstens waschen und salben.

Aber das sollte nicht sein. Vom Nachmittag des Kreuzigungstages an bis zum folgenden Abend war es des Festes halber nicht möglich, in Jerusalem Salben zu kaufen; sonst brauchte auch nach streng jüdischer Regel der Sabbat die Waschung und Salbung der Toten nicht zu hindern. Und als sie am darauffolgenden Morgen — am Sonntag früh — ängstlich dem hingerichteten Verurteilten den Liebesdienst erweisen wollen, da findet sich der Leichnam nicht mehr in dem Grab. Wohl aber sehen sie in ihrer Bestürzung und Erregung einen Boten Gottes; der erinnert sie, daß Jesus als Auferstandener in Galiläa sein wollte, ehe seine Jünger dahin kommen.

Und in Galiläa sahen seine Jünger ihren Herrn.

VI.

Das Evangelium Jesu.

Ein Leben voll Ringens und Kämpfens nicht um Geld und Ehre, nicht um den eigenen Platz an der Sonne, aber voll Ringens und Kämpfens um die innerlichsten und heiligsten Aufgaben und Rätsel, die auf Erden zu lösen sind, das mag der erste Eindruck sein, den die Geschichte Jesu hinterläßt. Der Widerspruch gegen eine engherzige, jede freie Regung einschnürende Gesetzlichkeit bringt Jesus zuerst Verbannung, dann Kreuzestod: das ganze Elend menschlicher Geschichte, wo die herrschenden Gewalten jede noch so gute Neuerung mit Argwohn und Sorge betrachten und zu erdrücken suchen, ehe sie von ihr niedergedrückt werden, tritt uns hier entgegen. Und doch ist diese Geschichte Jesu bis zuletzt nichts Trübes und Niederbeugendes. Es ist trotz alledem eine Geschichte voll Sonne, Licht und Klarheit, an der man sich immer wieder in den bittersten Stunden des Lebens erheben und aufrichten mag. Diese Geschichte enthält ein Evangelium, eine Freudenbotschaft.

Jesus verkündigt eine Freudenbotschaft. Bei Markus lautet seine erste Predigt: „Erfüllt ist die Zeit, und das Reich Gottes ist nahe; so tut Buße und glaubet der Freudenbotschaft." In der Redesammlung des Apostels Matthäus beschreibt Jesus den Boten des Täufers sein Wirken; er schließt mit den Worten: „Armen wird Freudenbotschaft zuteil". Auch hier meint er die Freudenbotschaft, daß das Gottesreich nahe ist. Das Gottesreich ist die ersehnte goldene Zeit, da alle Not und alle Sünde ein Ende hat. Wer das Gottesreich in Bälde zu schauen hofft, der mag sich wohl freuen. Der Tag des Herrn, der Tag der Erfüllung, der Tag der Befreiung von allem Jammer und Elend der Erde soll anbrechen; das lichte Morgenrot dieses Tages, auf den keine Nacht mehr folgen wird, ist am Himmel schon aufgeleuchtet. Die Jünger werden nicht predigend durch alle Städte Israels kommen, ehe die Herrlichkeit des Messiasreiches erscheint. Etliche

von denen, die um Jesus stehen, werden den Tod nicht schmecken, bis das Reich Gottes mit Macht sich geoffenbart hat. Das Gericht des Messias wird sich an dem Geschlechte vollziehen, zu dem Jesus redet; dieses Geschlecht soll nicht dahinsterben, ehe Gericht und Gottesreich kommen; Jesu Richter im Hohenrat werden demnächst sehen, wie des Menschen Sohn zum Gericht über sie herabkommt. So sind es mancherlei Ausdrücke, aber immer dieselbe Anschauung: das Reich Gottes ist nahe. Jesus hat diese Anschauung auch auf die erste Gemeinde übertragen; Paulus hofft noch lange, an dem herrlichen Messiasreich teilzubekommen, ohne zuvor das Erdenkleid ausziehen zu müssen; das Johannesevangelium erzählt, daß man von dem Jünger, den Jesus lieb hatte, meinte, er werde nicht sterben, bis Jesus wiederkomme. Aber er war schon gestorben, als das Johannesevangelium geschrieben wurde.

Mit diesem Glauben an die Nähe des Gottesreiches ist Jesus freilich in den Spuren eines anderen gegangen; er ist hier der Nachfolger des Täufers Johannes; der Gedanke, daß das Gottesreich nahe sei, hatte schon den Täufer mit Sorge erfüllt und in die Wüste geführt; mit Verzicht auf alle Lebensfreude, mit Beten und Fasten bereitete sich Johannes auf den baldigen Gerichtstag vor; dasselbe forderte er von allen, die zu ihm kamen und sich von ihm taufen ließen. Der Gedanke an den hinter ihm kommenden Messias tröstete ihn wohl auch: der wird an den Bußfertigen vollenden, was der Täufer nur mangelhaft leistet. Aber vor allem schreckt ihn dieser gewaltige Mann, der auf der Tenne die Worfschaufel schwingt und Spreu und Weizen voneinander sondert. Er erwartet, daß demnächst die Axt jeden Baum trifft, der keine gute Frucht bringt. So ist dem Täufer die Botschaft vom Kommen des Messias in der Hauptsache keine Freudenbotschaft, kein Evangelium. Aber an die Nähe des Gottesreiches glaubt schon er.

Warum glaubt er daran? Es ist merkwürdig, daß die Propheten von den frühesten bis zu den spätesten diesen Glauben geteilt haben. „Der Tag des Herrn ist nahe!" verkündigen Amos und Jesaja in grauer Vorzeit; in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten wiederholt sich immer wieder dieselbe Botschaft, ob nun in der Makkabäerzeit der Tempel entweiht war, ob die Vertreibung der Fremdherrn dem Judentum neue Kraft gab, ob die unwürdige Haltung der hohenpriesterlichen Könige die Sehnsucht nach dem verheißenen Messiaskönig wachrief, ob das Ein-

dringen römischer Soldaten in den Tempel die Rache Gottes herausforderte, oder ob der römische Bürgerkrieg und die sündige Verschwendung einer Kleopatra den Untergang des jetzigen Weltreichs zu prophezeien schien. Aber die Verkündigung: „das Reich Gottes ist nahe“ hatte immer irgendwelchen Anlaß in den bestehenden Zeitverhältnissen. Johannes hat nun seine Stimme gegen die gottlose Ehe des Herrschers von Galiläa, Herodes Antipas, erhoben; es war eine Ehe, die nur durch doppelten Ehebruch möglich wurde; wegen dieses Freimuts wurde der Täufer gefangen gesetzt und enthauptet. Doch nicht um solcher Sünde des Herrscherhauses willen erwartete der Täufer den Anbruch des Gottesreiches. Viel eher war es sein Widerspruch gegen die pharisäische Eitelkeit und Selbstzufriedenheit, was den Glauben an ein baldiges Kommen des Messias in ihm erweckte. Ein falscher Gedanke von Frömmigkeit herrscht überall; die Pharisäer bedürfen der Buße ebenso wie das Volk im Lande; auch die Predigt des Täufers richtet nicht allzuviel aus: aber bald kommt der Messias, der wird mit Feuer und heiligem Geiste taufen; der wird eine Gerechtigkeit bringen, die besser ist als die der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Auch Jesus erhofft das Gottesreich als eine Welt frei von pharisäischer Satzung. Er sieht, daß der Hoherat sein Volk irreführt, und da weiß er, daß jede Pflanze ausgerodet wird, die sein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat. In Jerusalem erklärt Jesus nicht bloß, daß er an die Stelle des alten Gotteshauses ein neues, bleibendes setzen will; er sagt auch, daß den Männern des Hohenrates die Hut des Weinberges Gottes genommen wird, und daß andere an die Stelle des Hohenrates treten sollen. Jesus glaubt an die Nähe des Gottesreiches; Gott selbst muß in Bälde für die wahre Frömmigkeit gegen die Scheinfrömmigkeit eintreten. Darum sieht Jesus in dem Täufer den erwarteten Elias, der vor dem Anbruch des Gottesreiches wiederkehrt. Auch sein Auftreten ist für Jesus ein Zeichen der Zeit; ist Elias schon wiedergekehrt, dann kann das Gottesreich nicht mehr lange ausbleiben.

Die Nähe des Gottesreiches fordert Buße; Buße predigen der Täufer und Jesus; und doch ist die Stimmung im Kreise des Täufers und im Kreise Jesu gänzlich verschieden. Den Pharisäern in Kapernaum fiel das auf. Sie fragen Jesus, warum nicht auch er seine Jünger anhalte zu fasten. Da braucht er das Bild von den Hochzeitsgästen, die auf den Bräutigam warten; die sind doch nicht in der Stimmung, zu fasten. Und ebensowenig

mag er seine Jünger zum Fasten treiben, da sie die goldene Zeit des Messias vor Augen haben. Aber das hochzeitliche Gewand lichter, freier Gotteskinder sollen sie tragen. Das anzuziehen ist die Buße, die Jesus fordert: gewiß ein sanftes Joch, eine leichte Last.

Jesus hat keine Angst vor dem Kommen des Gottesreiches. Der erste Wunsch, den das Vaterunser nach dem Lobpreis des Namens Gottes ausdrückt, ist der um das Kommen des Gottesreiches. Die Jünger warten sehnsüchtig auf diese selige Zeit. Sie werden gewiß an ihr teilhaben. Die Heilsgewißheit unterscheidet den Kreis Jesu von dem Kreise des Täufers.

Gott selbst hat Jesus bei seiner Taufe zugerufen: „Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen". Da weiß er, daß das Gottesreich auch für ihn kommt. Und der Kleinste im Gottesreich ist größer als der Täufer. Unsichtbar und doch dem scharfen Beobachter deutlich spürbar umgibt Jesus seit seiner Taufe die lichte Wolke einer höheren, himmlischen Welt. Sie gibt ihm ein hohes Bewußtsein von dem Recht seines innersten Fühlens. Die ängstlich tastende Art der Schriftgelehrten liegt ihm gar ferne. Die eigne Anschauung des göttlichen Willens setzt er entgegen dem höchsten Heiligtum seines Volkes, dem Gesetze des Mose; er setzt sie entgegen der ersten Behörde seines Volkes, dem Hohenrat. Mit seinem Glauben, der liebe Sohn Gottes zu sein, hat er die innere Freiheit gewonnen, um überhaupt sehen zu können, was an diesen scheinbar unantastbaren Größen schwach und mangelhaft ist. Der Sabbat ist ihm nicht um Gottes willen da, sondern um der Menschen willen; das kann er nur erfassen, indem er die Schöpfungsgeschichte der Bibel für diese Frage außer Betracht läßt. Die Reinheitsgebote gelten ihm nichts; das steht mit Denken und Tun seines Volkes in schärfstem Widerspruch. Der Erlaubnis der Ehescheidung durch Mose stellt er gegenüber die Einsetzung des Ehestandes durch Gott bei der Schöpfung: nur er hat wohl diesen Gegensatz so empfunden. Auch daß David wider das Gesetz handelt, da er Schaubrote ißt, wagt wohl nur er so glatt herauszusagen; auch das ist ihm aufgefallen, daß David den Messias seinen Herrn heißt, während der Messias nach der Meinung des Schriftgelehrten Davids Sohn ist. So fühlt sich Jesus als Gottes lieber Sohn über die Schranken seines Volkes hinausgehoben; er kann die heilige Schrift seines Volkes von einer höheren Warte aus beurteilen.

Das hindert nicht, daß Jesus sich da demütig unter das Gesetz Gottes beugt, wo er im Gesetz den Willen Gottes richtig ausgedrückt fand. Die drei Angriffe des Versuchers weist er mit Stellen des heiligen Gesetzbuches zurück. „Es steht geschrieben: du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen"; „es steht geschrieben: du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen"; „es steht geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das aus dem Mund Gottes geht". Dem Reichen, der von ihm den Weg zum Leben erfahren will, nennt er die Gebote: „du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch Zeugnis reden, du sollst nicht berauben" und „ehre Vater und Mutter" — das sind aus den zehn Geboten gerade die, welche die Pflicht des Menschen zum Menschen bestimmen. Diese Gebote hat Jesus immer hoch gehalten; die rein gottesdienstlichen Gebote sind ihm weniger wert. Wenn man seine Gabe zum Altar bringt und vor dem Altar sich erinnert, daß man mit einem andern im Zwiste liegt, so hält es Jesus für recht, wenn die Gabe undargebracht vor dem Altar stehen bleibt, bis man mit dem andern sich versöhnt hat. Mit bitterer Deutlichkeit schildert Jesus die ängstliche Sorge der Pharisäer um die religiöse Reinheit ihrer Becher und Teller; nur darüber machen sie sich keine Gedanken, daß, was im Becher ist oder auf dem Teller liegt, vom Raub herstammt oder ein Zeichen ihres unsaubern Sinnes ist. Minze, Dill und Kümmmel, die kleinsten Gartenpflänzlein, werden auf das pünktlichste verzehntet; aber die großen Aufgaben, Recht, Barmherzigkeit und Treue zu üben, vergißt man darüber. Auch hier hat er in kraftvoller Selbstgewißheit, in dem Glauben, daß Gott ihn liebt, den freien Blick für die Schäden des jüdischen Volkslebens. Und hier weiß er, daß das Gesetz auch die ihm heiligen Pflichten sehr ernstlich einschärft. Die bestehende Sabbatheiligung mißachtet er trotz ihrem Rechtsgrund im Gesetz; aber hoch hält er den ursprünglichen Sinn des Sabbatgebotes, wie er ihn auffaßt. Wo er die Erlaubnis der Ehescheidung mißbilligt, da glaubt er im Gesetze selbst die richtigere ernstere Auffassung von der Ehe nachweisen zu können. So urteilt er überall als einer, der seines Gottes ganz sicher ist. Er knüpft an die Arbeit des Mose und der Propheten an, aber in einem stolzen Worte erklärt er, er sei gekommen, diese Arbeit zu Ende zu führen. Seine Aufgabe sieht er darin, den Willen Gottes in höchster und reinster Weise

zu offenbaren. Und in vollem Bewußtsein dieser Aufgabe erklärt Jesus nicht bloß, bei ihm sei Besseres zu finden als bei dem Propheten Jona, der den Leuten von Nineve Buße gepredigt hat. Er erklärt auch, daß er an Weisheit den eben um seiner Weisheit willen so hochgepriesenen König Salomo übertreffe. An solchen Worten merkt man, daß Jesus sich als den Messias gefühlt hat. Eine Sorge um das Gottesreich, ein Zweifel daran, ob er an dem künftigen Gottesreich teilhabe, ist für Jesus nicht vorhanden. Der Glaube an die Nähe des Gottesreiches ist also ihm selbst eine Freudenbotschaft, ein Evangelium.

Und das Gottesreich kommt für viele. Es kommt für die Armen und Notleidenden und bietet ihnen einen Ersatz für die Kümmernisse der Gegenwart. Jesus sieht den Gichtbrüchigen auf seiner Bahre liegen, und ohne sich um die schriftgelehrten Bedenken seiner Umgebung zu kümmern, spricht er zu ihm: Dir sind deine Sünden vergeben. Der Sohn, der die Liebe des Vaters hat, weiß, wo der Vater vergibt. — Er erzählt das Gleichnis von dem armen Lazarus, der täglich an der Schwelle des reichen Mannes liegt und sehnsüchtige Blicke nach den Brosamen aussendet, die von des Reichen Tische fallen; statt dessen kommen aber die unreinen Hunde heran und lecken ihm seine Schwären. Da redet Jesus gar nichts von Geduld oder Demut oder Gottvertrauen des armen Unglücklichen; sein Unglück schreit an sich zum Himmel um einen Ersatz für all dieses Elend. Und Jesus erzählt ohne alles Bedenken aus der Fülle seines eigensten religiösen Empfindens heraus, wie dieser Lazarus nach seinem Tod in Abrahams Schoß über sein Erdenelend getröstet wird. — Oder Jesus sieht sich umgeben von Leuten, die zu seiner Predigt gekommen sind: sie sind arm und hungern und weinen, und die Welt hat sie ausgestoßen, weil sie ihm anhängen. Ohne Scheu verheißt ihnen Jesus das Gottesreich, da die Hungernden satt und die Weinenden froh werden sollen. Die Botschaft vom Gottesreich ist nicht bloß *sein*, ist auch *ihr* Evangelium. — Und wiederum ziehn seine Jünger landflüchtig mit ihm umher; da quält sie die Angst: „was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? und was wird der morgige Tag uns bringen?" Aber Jesus ruft ihnen zu: „fürchte dich nicht, du kleine Herde; denn es ist deines Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben." Ja, er spricht noch genauere Verheißungen aus; hundertfältigen Ersatz verspricht er denen, die um seinetwillen

alles verlassen haben; und seinen Zwölfen verheißt er, daß sie dereinst mit ihm sitzen sollen an seinem Tisch und richten die zwölf Stämme Israels. Das gehört mit zu seiner persönlichen Heilsgewißheit, daß auch die Seinigen an dem Reiche Gottes einst teilbekommen. Durch mancherlei Bilder findet er das Recht dieses Glaubens bestätigt. Auch der bequeme Richter, der sich vor Gott nicht scheut und um Menschen nicht kümmert, hilft schließlich der armen Witwe zu ihrem Recht, nur um Ruhe vor ihren unaufhörlichen Klagen zu haben: so wird auch Gott gewiß die Bitte derer erhören, die ihn Tag und Nacht um das Kommen seines Reiches bitten; sie dürfen gewiß sein, in das Reich Gottes einst einzugehen. — Oder wenn ein Freund um Mitternacht an die Türe klopft und für einen Gast bittet, der noch spät zu ihm gekommen ist, so gibt man ihm, was er will, um den Störefried loszuwerden; auch ein schlechter Mensch gibt seinem Kind nicht einen Stein, wenn es ihn um Brot bittet: wie viel mehr wird der heilige Gott die Bitte seiner Kinder erhören, die ihn um das ewige Gut, um den heiligen Geist, bitten. Also Gott gibt jedem, der es will, das Gottesreich; er gibt es jedem, der zuversichtlich hofft und darauf traut, daß er es erhalte. Die sündige Frau, die sich nicht genugtun kann, Jesus ihren Dank zu beweisen, weil ihr an seiner suchenden rettenden Liebe die suchende rettende Liebe Gottes offenbar wurde, hört Jesu Trostwort: „Deine Sünden sind dir vergeben, dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin im Frieden". Das heißt doch: „Du brauchst trotz deiner Sünde das Gericht des Messias nicht zu fürchten; du sehnst dich nach dem Reiche der Heiligen und Sündlos-Gerechten; so wirst du auch zu solcher Heiligkeit und Gerechtigkeit kommen; das Reich Gottes wird sich dir auftun". Jesus stellt für alle Fälle die Regel auf, daß der Glaube Berge versetzt; feste Zuversicht auf das Gelingen führt das Gelingen herbei. Diese Regel gilt auch für den höchsten Wunsch eines Menschenherzens, für den Wunsch, in das Reich Gottes, in die Welt der Seligkeit und Vollkommenheit, einzugehen. Jesu Predigt ist eine Freudenbotschaft: sie verkündet nicht bloß die Nähe des Gottesreiches; sie predigt auch laut, daß jeder in das Gottesreich kommt, der sich wirklich nach diesem Reiche sehnt.

So sieht sich Jesus von Menschen umgeben, die ihm die Gewißheit des höchsten Heiles verdanken, während er selbst diese Gewißheit in ursprünglicher Gottesgabe besitzt. Da fühlt er sich als den Messias, schon ehe er das Bekenntnis seines Jüngers

empfangen hat. Zwei Boten des gefangenen Täufers fragen ihn, ob er der kommende Mann sei. Noch sagt er nicht einfach ja, aber ebensowenig sagt er nein. Sie sollen dem Täufer erzählen, was sie sehen und hören: die Heilungen, die von ihm ausgehen; die Freudenbotschaft, die er den Armen zuteil werden läßt; die Seligkeit aller derer, die an ihm keinen Anstoß nehmen. Also wer unbefangen und schlicht Jesu Wort auf sich wirken läßt, ist dabei glücklich; aber dieses Glückes geht verlustig, wer sich nicht überwinden kann, mit den anerzogenen, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Vorurteilen zu brechen. Die Schriftgelehrten und ihr Anhang, die Pharisäer, ärgern sich an Jesus; seine Frömmigkeit und ihre Frömmigkeit passen einmal nicht zusammen; das Volk im Lande findet in seiner Predigt einen festen Grund, auf dem man in den Stürmen des Lebens stehen kann, und ein hohes Ziel, welches das Herz begeistert und den Menschen emporzieht. So mag es etwas davon ahnen, daß das Gottesreich und der Messias ihm unmittelbar nahe sind. Es lebt schon jetzt irgendwie in der ersehnten künftigen Welt.

Im Kahn sitzend hat Jesus einmal zu dem Volk am Ufer geredet. In einer Reihe von Gleichnissprüchen schildert er dieses Geheimnis des Gottesreiches, daß es schon da ist und doch wieder erst kommen soll. Der Sämann geht über den Acker und streut Samen aus; manches fällt nebenhin auf den Weg, manches auf Felsengrund, wo es an Erde fehlt, manches unter Dorn und Distel, die es nicht gedeihen lassen, vieles doch immer auf das gute Land. Dann spinnt Jesus die Rede weiter. Der Same ist ausgestreut, aber die Frucht nicht sogleich da; Gott läßt sie wachsen und gedeihen, während der Bauersmann nur auf den Segen des Himmels warten kann. So ist es auch mit dem segenbringenden Wort. Es findet nicht bei jedem fruchtbaren Boden; auch für den Prediger gilt es abzuwarten, ob Gott das Gedeihen gibt. Dann kann ein Wort den ganzen Menschen umwandeln und umgestalten, wie ein kleines Senfkorn eine große Menge Speise zu würzen vermag, wie ein wenig Sauerteig eine große Teigmasse durchsäuert. Und wie glücklich ist der, der durch ein solches Wort das Gottesreich schon auf Erden gefunden hat: so verkauft ein Perlenhändler seinen ganzen Besitz, um eine kostbare Perle sich aneignen zu können; so gibt einer all sein Hab und Gut hin, um den Acker zu kaufen, in welchem er einen Schatz verborgen weiß.

Dies letzte Bild kann ja vielleicht stören. Jesus lagen die rechtlichen Fragen gar fern; sonst hätte er dieses Bild vielleicht durch ein anderes ersetzt. Auch nach jüdischem Recht ist der Besitzer des Ackers nicht eben deshalb der Besitzer des in ihm gefundenen Schatzes; und wenn er es wäre, würde er auf das schlimmste von dem Manne betrogen, der den Acker kauft, aber von dem verborgenen Schatze nichts sagt, von dem er doch weiß. Jesus hat das Gleichnis gestaltet, so wie ihm das Bild unmittelbar vor das geistige Auge trat; so ist es auch jedermann verständlich. Die ganze Rede durchzieht der Gedanke, daß in Jesu Wort eine Quelle höchsten Glückes erschlossen ist, das man freilich erfassen und sich aneignen muß. Dieses Glück genießen heißt die Seligkeit des Gottesreiches vorwegnehmen.

Und dieses Glück, das Jesus den Menschen bringt, läßt sich beschreiben. Das eine kennen wir schon: wer nach dem Gottesreiche sich sehnt, darum bittet, an seine Türe anklopft, der darf wissen, daß sich die Tür des Gottesreiches ihm auftut. Wo solche Gewißheit einer seligen Zukunft ist, da erscheinen alle Erdenleiden und Erdensorgen verschwindend klein. Ein Jünger muß mit Jesus ziehen, er darf den eigenen Vater nicht vorher bestatten; Jesus ruft ihm zu: laß die Toten ihre Toten begraben; du gehe hin und verkündige das Reich Gottes. Wo die Fülle des ewigen Lebens so nahe gerückt ist, da hat auch die Klage um den Toten keinen Platz mehr. Die Angst um das Morgen, um Nahrung und Kleidung soll im Kreise Jesu verstummen: mit dem Kommen des Gottesreiches wird alles reichlich gegeben sein, was jetzt vielleicht mangelt. Fröhlich und unbefangen mögen die Jünger dem nächsten Tag ins Angesicht schauen, wie die Raben sich nicht um Aussaat und Ernte, um Vorratskammern und Lagerhäuser mühen und von Gott ihre Nahrung empfangen, und wie die Blumen Palästinas, die doch oft nur einen einzigen Tag blühen, ohne Arbeit und Mühsal ihr farbenprächtiges und formenschönes Gewand von Gott erhalten. Ohne den himmlischen Vater fällt kein Sperling vom Dach; in absichtlich auffallendem Bilde fügt Jesus hinzu: sogar die Haare eures Hauptes sind alle gezählt. Ist also auch das Geringste vor Gott nicht vergessen, dann dürfen die sich nicht fürchten, denen Gott das Höchste, den Anteil an seinem Reiche, verheißen hat.

Insbesondere darf sie keine Menschenfurcht anwandeln. Was sie innerlich fühlen, das sollen sie auch äußerlich bekennen. Die

blöde Art, die sich wohl zu ihm halten, aber es mit den Menschen nicht verderben will, gefällt Jesus nicht. Er liebt feste, klare Entschiedenheit, wie er sie in der Gewißheit, Gottes Wohlgefallen für sich zu haben, allezeit bewährt. „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt für das Reich Gottes,“ sagt er zu einem, der mit ihm ziehen will, aber erst, nachdem er sich von den Seinigen verabschiedet hat. Jesus hat selbst mit seiner Familie gebrochen; er weist Mutter und Brüder ab, da sie ihn von seinem öffentlichen Wirken abhalten und zu seinem Handwerkerleben zurückführen wollen. So verlangt er auch von den Seinigen, daß sie mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester brechen. Er bringt nicht Frieden in die Welt, sondern Kampf und Streit. Ein Feuer muß durch ihn kommen; er sehnt sich danach, daß es sich bald entzündet. Es ist töricht, wenn einer aus Menschenfurcht den Willen Gottes mißachtet: Menschen können wohl töten, aber in Gottes Hand bleibt man auch im Tod; nur wer sein Leben zu opfern bereit ist, darf auf ewiges Leben hoffen. Wer sich zu Jesus bekennt, zu dem wird sich der Messias am Gerichtstage bekennen; wer ihn verleugnet, der wird vom Messias am Gerichtstage verleugnet werden. Nur wer freimütig und offen seinen Willen in den Dienst des kommenden Gottesreiches stellt, darf erwarten, daß ihn der Messias dereinst in sein Reich aufnimmt.

Solche ernste Mahnungen begleitet Jesus häufig mit dem Hinweis auf ewiges Verderben, welches den Übertreter erwartet. Trotzdem bleibt Jesu Predigt eine Freudenbotschaft, ein Evangelium. Aber die Freude kann nur erlebt werden, wenn man den schmalen Weg durch die enge Tür zu ihr einschlägt. Das ist Jesu Lebenserfahrung, die er immer wieder ausspricht: nur auf dem Weg des Leidens und der Entsagung kann das höchste Ziel erlangt werden. Schon bei seiner Versuchung tritt ihm das vor die Seele. Er hat den Widerspruch seiner harten Lebenslage und der Gnadenzusicherung Gottes auf das schärfste empfunden; alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit sollen ihm einst zur Verfügung stehen, und er muß hungern und darben: da merkt er erst, welche Lebenskräfte ihm gerade durch das Gotteswort zuströmen, das ihm in heiliger Stunde geschenkt wurde; der Glaube, Gottes lieber Sohn zu sein und Gottes Wohlgefallen für sich zu haben, ist auch eine Nahrung. Im Kampf gegen die herrschende Frömmigkeit muß Jesus den jüdischen Boden verlassen; diese Ver-

bannung ist ihm ein hartes Leiden: ihm fehlt das Obdach, das Füchse und Vögel wohl finden mögen. Noch schlimmer als das ist ihm der Undank der Menschen: er ruft sein Wehe über die Orte, in denen er gewirkt hat und die ihn jetzt von sich stoßen. Aber so ging es schon den Gottesboten früherer Zeit: den Elia führte Gott nach Zarpat zu einer phönizischen Witwe; dem Elisa trug er auf, einen Syrer vom Aussatz zu heilen. Jesus fügt sich in seine rauhe Bahn. Wohl klingt es wie Erbitterung, wenn er dem kanaanäischen Weib die Hilfe versagen möchte, die er seinem Volk nicht bringen darf. Aber das wird überwunden, Jesus hilft doch. In dieser Zeit der Verbannung hat Jesus die selig gepriesen, die um seinetwillen von den Menschen verworfen und verstoßen sind; sie teilen damit das Los der Propheten, und der Lohn der Propheten wird ihnen zuteil werden. Ein Versuch, nach Galiläa zurückzukehren, scheitert; aber Jesus tröstet die Seinigen mit der Gotteshilfe, die sie immer erfahren haben. Und wie nun in diesem Jüngerkreis durch Simon Petrus das große Losungswort ausgegeben wurde: „Jesus der Messias", da schwelgen wohl Jesu Jünger einen Augenblick in den leuchtenden Bildern der kommenden Messiaswelt. Aber Jesus sieht zwischen dieser Welt, deren Herr und König er sein soll, und der traurigen Gegenwart nur eine Vermittlung, den bittern Verbrechertod. Aber diese Aussicht drückt ihn nicht anders, als den Soldaten der Todesgedanke am Morgen vor der Schlacht. Er weiß, seiner Gemeinde wird es an einem Halt und Führer nicht fehlen: das ist eben Simon Petrus; er weiß, durch Leiden und Tod winkt ihm der Tag der Auferstehung und Verklärung; er weiß, sein Tod bringt der Welt das Gottesreich. So macht er sich auf zum Todesgang nach Jerusalem. Und was er sich auferlegt, das fordert er auch von seinen Jüngern. Auch sie müssen sich auf den Tod gefaßt machen, wenn sie am Leben der künftigen Welt teilhaben wollen. Johannes und Jakobus möchten ihm gerne auch im Gottesreiche die Nächsten bleiben; aber nur eines stellt er ihnen in sichere Aussicht: sie werden mit ihm sterben müssen. Mit größter Klarheit erwartet er in Jerusalem seinen Tod. Wie er die Straße von Jericho nach der Hauptstadt heraufzieht, spricht er von dem Fürstensohn, der in ein fernes Land reist, um sein Reich zu erhalten: das ist er selbst, der sterben muß, ehe er zu seiner Herrlichkeit kommt. In Bethanien wird er gesalbt, das mahnt ihn an seine nahe Bestattung. Den Sendlingen des Hohenrates gegenüber spricht er es unmittel-

bar aus, daß der Hoherat ihn töten wird; aber der weggeworfne Stein wird zum Eckstein werden. Und dieselbe hohe Erwartung tönt aus dem stolzen Wort, das er dem Hohenpriester zuruft: Heute richtet ihr mich, morgen ich euch! Das Brechen des Brotes, das Ausgießen des letzten Bechers mahnt ihn an seinen Tod: er wird nicht mehr trinken von dem Gewächse des Weinstocks. Aber diese Abschieds- und Todesgedanken werden reichlich gemildert durch das glänzende Bild der Zukunft, das gleichzeitig vor das geistige Auge Jesu tritt: da wird er wieder beim Mahle sitzen und mit den Auserwählten den Wein einer verklärten Welt trinken. Aber — das hat er schon am Schicksal des Täufers gesehen — was wirklich wertvoll ist, hat in der jetzigen Welt keine Heimat.

Alles Denken und Tun der Jünger soll deshalb auf die künftige Welt gerichtet sein. Jesus vergleicht sie mit den Hochzeitsgästen, die auf den Bräutigam warten; über dem Warten dürfen sie nicht müde werden und einschlafen, wie die törichten Jungfrauen, die nicht daran denken, daß das Öl in ihren Lampen zu Ende geht. Oder Jesus vergleicht die Seinigen mit den Sklaven eines reichen Herrn, die zu Hause mit brennenden Fackeln und angekleidet die Nacht hindurch warten und wachen, bis ihr Herr von einem Feste heimkehrt, auch wenn das vielleicht erst in der Frühe des nächsten Morgens geschehen sollte. Jedem Einzelnen stellt Jesus das Bild des treuen Oberknechtes vor Augen, den der Herr bei unerwartetem Besuch in voller Pflichterfüllung antrifft, wie er den andern Sklaven die zugemessene Speise zu rechter Zeit austeilt; er hält aber neben dieses Bild auch das andere von dem Taugenichts, der, statt seine Pflicht zu tun, Knechte und Mägde schlägt und sich selbst einem leichtfertigen Wohlleben hingibt. Wird es der heilige Gott anders machen als der menschliche Herr, der den Ungetreuen straft, den Getreuen belohnt? Der Herodianer Archelaus ließ nach seiner Thronbesteigung die niedermachen, die in Rom seiner Herrschaft entgegengearbeitet hatten; die Verwaltung der einzelnen Städte übertrug er denen, die bisher sein Vermögen treu verwalteten; auch daraus mögen die Jünger lernen. In allen diesen Fällen fordert Jesus Anspannung aller Kräfte im Blick auf das lockende Ziel. Die Jünger stehn vor der Tür des Gottesreiches; da dürfen sie nicht müde oder matt sein. Ohne Ringen kommt niemand hinein. Daß sie vor dem Messias gegessen und getrunken haben, und daß er sie

auf den Straßen gelehrt hat, kann ihnen nichts helfen. Wie der Sklave den ganzen Tag Feldarbeit leistet und abends noch seinem Herrn das Essen bereiten muß, so unermüdlich und unablässig müssen sie im Dienste Gottes stehen. Es genügt keineswegs, wenn einer nichts Böses tut. Den reichen Mann bringt es in die Hölle, daß er sich um den armen Lazarus vor seiner Schwelle nichts kümmert: das ist eine Schuld, die ohne sein Zutun von Tag zu Tag wächst. Auch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter kennzeichnet Jesus die Schuld durch weiter nichts, als daß er zweimal den Satz wiederholt: „und da er ihn sah, ging er vorüber". Aber Jesus schildert auch das Gericht Gottes; der Richter fragt nicht nach dem Bösen, das einer getan hat; er verurteilt jeden, der den Hungernden nicht gespeist, den Dürstenden nicht getränkt, den Fremdling nicht beherbergt, den Entblößten nicht gekleidet, den Kranken und den Gefangenen nicht besucht hat. Die Unterlassung der Wohltat ist strafbare Sünde. Darum tut Böses, wer den Sabbat zum Vorwand nimmt, einem Notleidenden nicht zu helfen. Das anvertraute Gut muß verwertet und umgetrieben werden; wer es im Schweißtuch bewahrt oder vergräbt, der handelt nicht nach dem Willen seines Herrn.

Trotz ihrer Strenge gehören auch diese Forderungen zur Freudenbotschaft. Ihre Erfüllung bringt unmittelbar in Gottes Reich; man wird glücklich und gut, wenn man diese Forderungen erfüllt. Wer Jesu Wort nicht bloß hört, sondern hält, der gleicht dem klugen Baumeister, der sein Haus auf den Felsengrund stellt, wo die Überschwemmung der Regenzeit ihm den Boden nicht wegspült: er schafft sich ein Glück, das von keiner Laune des Zufalls abhängt. Jesus schätzt das Wertgefühl, das sich mit der Leistung einer hervorragenden Tat verbindet. Die Jünger sollen bewußt mehr und Größeres leisten, als es auch von anderen geschieht. Sie sollen nicht bloß den lieben, der sie liebt, und sollen nicht bloß ihren Wohltätern wohltun. Das soll ihr Stolz sein, daß sie ihren Feinden Wohltat erweisen, für ihre Unterdrücker noch bitten und an ihnen handeln, so wie sie wünschten, daß ihre Gegner an ihnen selbst handelten. Jesus tadelt es nicht, er wünscht es vielmehr, daß seine Jünger nach echter menschlicher Größe streben. Aber er zeigt ihnen auch, worin diese Größe besteht. Sie zeigt sich darin, daß man sich nicht nach dem schlechten Beispiel der andern richtet, sondern den eignen gottgewiesenen Weg unbekümmert um das Verhalten der andern geht. Groß ist

also, wer nicht Ohrfeige mit Ohrfeige erwidert, sondern immer fördert und hilft trotz aller feindseliger Angriffe anderer. Daß das groß sei, zeigt Jesus am Bilde des Höchsten: er läßt auch den Bösen und Ungerechten in Sonnenschein und Regen seine Wohltat zuteil werden und läßt sich durch ihren Undank nicht aus seiner heiligen Güte herausdrängen. Aber die bloße Unabhängigkeit von andern, die bloße Selbstbestimmung des eigenen Weges macht auch hier die Größe nicht aus. Gottes Größe ist Gottes unabänderliche Güte, und wer unter den Menschen groß sein will, der muß sich in den Dienst der Menschen stellen. Nicht das erhebt den einen über die andern, wenn er möglichst viele niedertritt und hinabdrückt, um selbst über sie hervorzuragen. Vielmehr ist der ein großer Mensch, der Lust, Fähigkeit und Tatkraft besitzt, um einen großen Kreis von Menschen mit merklichem Erfolge zu fördern. Zu solcher Größe treibt Jesus die Seinigen. Dabei folgt er einer Erfahrung des eignen Lebens. „Geben ist seliger als nehmen" hat er gesagt; das kann nur jemand zum ersten Male gesagt haben, der es an sich selbst erprobt hat. Jesus genießt sein eigenes Leben nur im Dienste anderer; diese Gewißheit hat seinem ganzen Wirken seine besondere Eigenart gegeben; dadurch wurde nicht bloß seine Predigt, sondern ebenso sein Tun und Leiden eine Freudenbotschaft, ein Evangelium: die selige Größe des Dienstes an anderen wird an ihm offenbar.

Der Täufer ängstigt sich um das Gottesreich; Jesus weiß sich als den geliebten Sohn Gottes: das war der eine wichtige Unterschied zwischen Jesus und dem Täufer. Aber noch ein zweiter Unterschied muß ebenso scharf ins Auge gefaßt werden. Der Täufer predigt ja freilich, und große Massen strömen ihm zu; den besondern Beinamen hat er von einer heiligen Handlung, die er an denen vollzieht, die sich von ihm zu ernsterem Leben antreiben lassen; eine Gemeinde von Jüngern hat sich auch um ihn versammelt; wir wissen durch wenige Nachrichten, daß diese Gemeinde auch den Tod des Täufers noch längere Zeit überdauert hat. Und wenn man die begeisterten Worte des jüdischen Geschichtschreibers Josephus hört, der viele Jahrzehnte später geschrieben hat, so erkennt man, daß auch innerhalb breiter Schichten des jüdischen Volkes die Wirkung dieser ernsten Prophetengestalt noch lange Jahre hindurch zu spüren war.

Und doch ist der Täufer zuerst Einsiedler und Büßer gewesen, und nur durch die Bewunderung seines einsamen Lebens zum

mächtigen Bußprediger geworden. Wer als Prediger und Seelsorger wirken will, der zieht sich nicht zurück in die Wüste, sondern sucht Städte und Märkte auf und wendet sich auf den belebten Straßen und Gassen oder in öffentlichen Gebäuden und Gärten an die Menschen, die da verkehren. Aber zu Johannes muß man in die Einsamkeit hinausgehen. Das wird nicht damit genügend erklärt, daß er eben am Jordan sein mußte, um da zu taufen. Jesus hat später in den Dörfern am Ufer des Sees Gennesaret gepredigt oder in Bethsaida am Jordan unmittelbar vor dem Eintritt dieses Flusses in den Gennesaretsee. Da gab es doch bewohnte Plätze genug, in denen man eine Taufe vollziehen konnte. War doch ein Tauchbad — und das ist ja die Taufe des Johannes gewesen — für eine ganze Anzahl von Verunreinigungen dem Juden religiös vorgeschrieben. Aber Johannes ging in die Wüste, um sich von den Menschen zu trennen und abzusondern; er wollte eigentlich mit seinem Gott allein sein. Wie in seiner Angst vor dem künftigen Gericht, so ist er auch in dieser Weltabgeschiedenheit und Entsagung ein Vorbild des späteren Mönchtums. Und das Mittelalter gibt uns eine Reihe von ähnlichen Gestalten, die als fromme Klausner in die Einsamkeit gingen und hier, von der bewundernden Menge aufgesucht, zu mächtigen Bußpredigern wurden. Johannes hatte sein eigenes Seelenheil im Auge, als er sich von der Welt und den Menschen zurückzog.

Nun ist ja auch das richtig: auch Jesus hat zeitweise in der Einsamkeit gelebt. Es wird berichtet, daß er nach dem ersten arbeitsreichen Sabbat in Kapernaum beim Morgengrauen hinauseilte; die Jünger folgen ihm und finden ihn beim Gebet. Er aber teilt ihnen mit, er sei fortgegangen, um auch den Nachbardörfern zu predigen. Also in der Einsamkeit will er keineswegs bleiben. — Ein zweitesmal verläßt er die bewohnten Ortschaften, nachdem er einen Aussätzigen geheilt hat. Er will nicht von Hilfesuchenden aller Art in seinem Wirken gestört und gehindert werden; wir kennen die Geschichte, wie man das Dach über seinem Kopfe entfernt, um einen Kranken vor seinen Füßen niederzulassen. Aber auch das zweite Mal kehrt er bald aus der Einsamkeit nach Kapernaum zurück; er wird doch überlaufen. — Zu kurzem Ausruhen fährt er später einmal über den See; auch nach der Rückkehr der ausgesandten Jünger möchte er sich mit ihnen zurückziehen, ohne daß es gelänge. — Durch die Ächtung des Hohenrates sieht er sich freilich vereinsamt; aber das empfindet er als ein

überaus hartes Los: er möchte so gerne unter seinem Volke wirken. Und tatsächlich erscheint er erst wieder in der vollen Kraft seines gottgegebenen Berufes, wie er beim Zug nach Jerusalem im Ostjordanland wieder große Scharen um sich versammelt und wie er im Tempel in Jerusalem seine Gegner bekämpft und dem lauschenden Volke sich als den Messias kundtut. — Wir spüren es aus der Erzählung von ihm, auch ohne daß er es uns besonders sagte: Jesus will nicht für sich, nicht in der Einsamkeit leben; nur im Wirken für andere findet er seine Befriedigung. So weiß er zwar, daß sein Weg zum Tode führt, daß seine übermächtigen Gegner äußerlich über ihn siegen; aber das ist ihm keine Demütigung. Vielmehr weiß er, daß sich in seinem scheinbar schimpflichen Untergang seine innere Größe offenbart; er ist nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und um sein Leben hinzugeben als ein Lösegeld für viele. Soll das Gottesreich kommen, so muß der Messias die Herrlichkeit haben, die ihm bestimmt ist; der schlichte Prophet aus Nazareth muß das irdische Kleid abgestreift haben. Sein Tod ist ein Dienst, eine Hilfeleistung für viele.

Und mit solchem Dienen will Jesus ein Vorbild sein; auch die Jünger sollen im Dienen ihre Größe erleben, wie er in solcher Selbsthingabe seine Größe erlebt. Die Forderung Gottes, daß einer seinen Nächsten liebe wie sich selbst, ist nicht ein willkürlich auferlegtes Gebot, durch das man den himmlischen Lohn sich erwerben müßte, weil es einmal so bestimmt ist. Der barmherzige Samariter, der den Verwundeten und Beraubten vom Tode rettet, denkt nicht bei seiner Handlung an künftigen Lohn. Das Helfen und Retten selbst ist seine Befriedigung; die Gemeinschaft, die er vielleicht nur in der stillen Freude, einen Menschen gerettet zu haben, mit diesem Menschen besitzt: der ist vielleicht undankbar und kümmert sich in keiner Weise um seinen Wohltäter: diese vielleicht rein innerliche Beziehung zum andern ist eine Bereicherung des Menschen, ein bleibender Schatz, den Motte und Rost nicht angreift und den kein Dieb zu entreißen vermag, ein Stück Gottesreich mitten im armen Menschenleben.

Jesus predigte die Nähe des Gottesreiches; der große Tag des Herrn sollte kommen noch zu Lebzeiten des Geschlechtes, zu welchem er sprach. Aber schon die Welt des Johannesevangeliums hat sich mit dem Tode des letzten Zeugen der großen Zeit abgefunden. Jesus hat seinem Jünger Johannes nicht gesagt, daß er

nicht sterbe; nur das hat er zu Petrus gesagt: „wenn ich will, daß dieser bleibe, was gehet es dich an?" Mit dem Hingang der letzten Augen- und Ohrenzeugen Jesu schwindet auch der Glaube an die unmittelbare Nähe des Gottesreiches. Wäre diese Erwartung das Ganze des Christentums, oder wäre sie auch nur der Grundpfeiler, auf dem alles übrige ruht, dann wäre die christliche Sache schon sehr frühe zusammengebrochen.

Aber das Christentum war mehr. Jesus selbst hat in den Gleichnissen von den wartenden Sklaven, von den wartenden Jungfrauen, von dem treuen und untreuen Oberknecht, von dem anvertrauten Gut eine Verzögerung seiner Erwartung in Aussicht genommen; freilich an eine Verzögerung von Jahrhunderten und Jahrtausenden hat er nicht gedacht. Aber der Zeitpunkt, in welchem das Heil eintritt, kann dem gleichgültig sein, der seines Heiles gewiß ist. Jesus ist seines Heiles gewiß, und Heilsgewißheit gibt er denen, die zu ihm gehören. Damit ist das große Gottvertrauen des Christen gegeben. Es ist noch heute eine frohe Botschaft, daß jeder teilbekommen kann an einer Welt der Vollendung, da keine Sünde und kein Tod mehr sein werden.

Und von diesem hohen Glauben aus hat Jesus die Kleinlichkeit jüdisch-pharisäischer Satzungen bekämpft; die heilige Form ist ihm durchaus nebensächlich; aber über den Wert eines Menschen entscheidet sein Charakter; er soll seine Größe suchen im Dienen, seine Seligkeit finden im Geben. Unablässig tätig in treuer Arbeit für andere kann auch der Arme, der Unterdrückte ein Bild der Erhabenheit und kraftvollen Festigkeit darbieten, daß kein Sturm und Unwetter sein Haus zu Fall bringt. Das ist ein Ziel, wie es keine andere Religion gleich dem Christentum darbietet. Und auch hier sieht man leicht, daß ein solches Evangelium ein bleibendes Gut ist; sein Wert hängt in keiner Weise ab von der Frage, wann und in welcher Form Jesus die Erneuerung der Welt erwartet hat.

Die engste Verbindung fester Heilsgewißheit und treuen unablässigen Liebeswirkens ist also nicht bloß für Luther die ganze Summa eines christlichen Lebens gewesen; es ist das Lebensziel, das Jesus selber vor Augen stand, das er in seiner Person und in seiner Gemeinde in Wirklichkeit umgesetzt hat; es ist die Freudenbotschaft des Christentums, das Evangelium.

VII.

Der Sünderheiland.

Der Gott Israels war nicht bloß der Gott, den das Volk Israel kennt und verehrt. So reden wir von den Göttern der Griechen, von den Göttern der Germanen. Der Gott Israels ist der mächtige Beschützer dieses Volkes, das er allein unter den Völkern der Erde erwählt und mit dem er einen Bund der Treue geschlossen hat, wie mit keinem andern. Das ist die Stärke des israelitischen Glaubens von Anfang an gewesen, daß Israel auf seinen Gott sich jederzeit ganz und gar verlassen kann, während die Heiden sich abmühen, die Kräfte der Natur durch Opfer und Gebet sich erst geneigt zu machen; und auch dann sind sie niemals sicher, ob sie ihr Ziel erreichen und wie lange sie etwa die Gunst ihrer Götter genießen dürfen. Damit hat das jüdische Volk für sich eine Heilsgewißheit, die dem Heidentum fehlt. Hier ist die engste Verwandtschaft zwischen dem Gottesglauben Jesu und dem Gottesglauben seines Volkes. Die Zugehörigkeit zum Reiche Gottes ist ihm und seinen Jüngern dasselbe, was einem Juden die Zugehörigkeit zum Volke Gottes bedeutet. Es ist der feste Boden, auf dem er steht.

Aber es ist noch ein Gewinn bei dem Gottesgedanken der Israeliten, daß ihr Volk von Gott ganz besonders erwählt sei. Darin liegt auch eine Verpflichtung, sich dieses Gottes würdig zu zeigen; Gottes Volk soll seinem treuen Beschützer Ehre machen inmitten der Völker. Darum muß es ein heiliges Volk sein, in dem Ordnung und gute Sitte herrschen und auf das andere bewundernd hinschauen können. Die israelitische Religion ist eine sittliche Religion, weil sie das Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk so unerschütterlich fest geordnet hat. Der treue Gott fordert auch Treue von seinem Volk. Auch hier ist Jesu Gottesgedanke dem israelitischen Gottesgedanken aufs engste verwandt. Die

Zugehörigkeit zu Gottes Reich legt heilige Pflichten auf. Wer zu einer Welt der Vollkommenheit gehören will, der muß gegen alles Unvollkommene in sich ankämpfen. Jesu Predigt ist gleichzeitig Freudenbotschaft und Bußforderung gewesen.

Aber der Vorzug des israelitischen Glaubens ist auch seine Schwäche. Die enge Beziehung Gottes zu dem einen Volk Israel beruht auf einer Handlung der Willkür. Warum dieses Volk gerade erwählen und alle andern sich selbst überlassen? Schon die spätern Israeliten haben hier mildernd einen Zwischengedanken eingeschoben: nicht der Israelit als solcher, sondern das Volk des Gesetzes ist von Gott erwählt. Wer dieses heilige Gesetz übernimmt, der tritt eben damit in den Gnadenbund Gottes mit seinem Volke ein; wer aber das Gesetz verachtet, der darf trotz seiner Zugehörigkeit zu Israel keine Gnade von Gott erhoffen. Gott liebt also den, der sein Gesetz hält; dieses Gesetz hat Gott freilich dem Volke Israel in die Hand gegeben. Aber nun schließen sich die Gesetzestreuen untereinander zusammen und sondern sich ab von den Sündern im Lande. Ihre ganze Arbeit geht darauf hin, alles fernzuhalten, was ungesetzlich ist und ihre Hoffnung auf das Reich Gottes gefährden könnte. So ist an die Stelle der ursprünglichen Heilsgewißheit doch eine gewisse Sorge und Angst getreten. Auch den Gott Israels, wie die Götter der Heiden, muß man durch mancherlei Mittel sich gnädig stimmen und gnädig erhalten. Das Gesetz ist in die Religion Israels nebenhereingekommen. Es durchquert die frohe, unbefangene Glaubenszuversicht des alten Israel. Dazu kommt ein schwerer Schaden des Volkslebens. Das Streben nach persönlicher Heiligung bringt eine Spaltung in das alte Gottesvolk. Den ernstgerichteten Pharisäern steht das leichtlebige Volk im Lande gegenüber. Von den Pharisäern wird dieses Volk im Lande nicht viel anders geachtet, denn die Heiden. Die Stimmung, die diesen ungesetzlichen Leuten gegenüber die Pharisäer erfüllte, gibt das Johannesevangelium durchaus richtig mit den Worten wieder: „Diese Masse, die das Gesetz nicht kennt, ist verflucht".

Da hat Jesus einen Schritt getan, der in den Augen der Frömmsten seines Volkes äußerst auffallend und ärgerniserregend war. Während er in der Synagoge, auf den Straßen, und wo man nur zu ihm kam, das Gericht Gottes predigte, verkehrte er dennoch ruhig mit solchen, von denen der Pharisäer sich ängstlich ferne hielt. Es war in dem kleinen Kapernaum insbesondere

ein Haus, das die gesetzlich frommen Leute nicht oder wenigstens nur mit besonderer Vorsicht in Fällen der Not betraten, das Haus eines Zöllners Levi. „Zöllner und Räuber" sagt der Talmud, „werden schwerlich ins Himmelreich kommen; denn sie können die Schuld meistens nicht mehr gut machen an denen, die sie beraubt haben und deren Namen sie gar nicht wissen." „Zöllnern und Räubern," heißt es ein andermal, „ist man nicht zur wahrhaftigen Angabe alles dessen verpflichtet, was man bei sich führt" — ein für unsre Verhältnisse sehr eigentümlicher Grundsatz; im Orient kann aber noch heute bei der Willkür der Beamten ein solches Verfahren mindestens ebensowohl gerechtfertigt werden, wie die Darreichung eines Trinkgeldes an die Zollbeamten, und diese wird in allen unsern Reisehandbüchern für den Orient von sehr ehrenwerten und gewissenhaften Männern unbedenklich empfohlen. Es handelt sich auch bei der Beurteilung der neutestamentlichen Verhältnisse nicht bloß um römisches, sondern eben um orientalisches Zollwesen. Die Verhältnisse sind in dieser Beziehung kaum anders geworden. Zollbeamte hielt man für unredliche und gewinnsüchtige Leute; sie standen in der allgemeinen Achtung sehr niedrig. Da fällt es schon auf, wenn ein solcher Mann sich etwa an den Kreis Jesu herandrängt und von Jesus nicht einfach ausgeschlossen wird. Aber gar verwunderlich erschien es, daß der Bußprediger, der so gewaltig auf heiliges Leben hindrängte, selbst einen solchen Mann an sich heranzog, ihn aufforderte, um ihn zu sein, und gar in seinem Hause freundschaftlich aus- und einging und mit ihm und Seinesgleichen zu Tische saß. „Er ist der Zöllner und Sünder Geselle!" Das war so ziemlich der schlimmste Vorwurf, den man einem Bußprediger glaubte machen zu können, einem Mann, der die Nähe des Gerichtes so eindringlich zu schildern wußte. Sein Leben schien mit seinen Worten nicht übereinzustimmen. Wenn nach der allgemeinen pharisäischen Regel nur die Absonderung zur Heiligkeit und damit zum Gottesreiche führt, dann ist Jesus verurteilt.

Die böse Rede kommt vor Jesus; sie soll ihm gar nicht verborgen bleiben; er soll seinen Fehler eingestehen und durch strenge Vorsicht in der Wahl seines Umganges fernerhin gutmachen. Aber er hört den Vorwurf und verteidigt seine Handlungsweise, die den andern so schlimm erscheint. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten". Das war eine über-

raschende Rede; sie wurde nicht ohne Widerspruch angehört. Sünder und Kranke wußte man wohl zu unterscheiden. Kranke bedürfen freilich des Arztes und einer wohlüberlegten Anweisung, wie sie in ihrem besonderen Zustand ihr Essen und Trinken, ihr Wachen und Schlafen, ihr Ruhen und Arbeiten zu ordnen haben. Aber sündige, verworfene Menschen, die sollen in der Synagoge das Gesetz hören, wie es von den Schriftgelehrten ihnen erklärt wird. Aber dann ist es ihre eigene Aufgabe, ihren bösen Willen zu brechen, die sündigen Gewohnheiten abzulegen und gut zu werden. Wegen des Giftes der Ansteckung, das von ihnen ausgeht, muß der Fromme sie meiden und darf ihnen nicht nachlaufen. Auch der Aussätzige war ja aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen; auch ihn sollte man nicht berühren; ja nach den schroffen Vorschriften des Gesetzes hatte ein solcher Unglücklicher die Pflicht, durch einen Warnungsruf alle von sich fernzuhalten, die an ihn herankamen. Mindestens ebenso schlimm wie diese Gefahr der Ansteckung durch Krankheit schien aber die Gefahr der Ansteckung durch Sünde zu sein. Daher warnt schon Jesus Sirach: „Gib dem Frommen und nimm dich nicht des Sünders an, tu Gutes dem Demütigen und gib nicht dem Gottlosen“.

Aber Jesus sieht in der Sünde nicht bloß bösen Willen, der durch einfachen Entschluß wieder gut gemacht werden könnte; er sieht in der Sünde ein beängstigendes Leiden, eine drückende Not; er findet unter den Verworfenen vielfach eine Sehnsucht nach Heilung und Rettung beim Gefühl eigener Ohnmacht und Hilflosigkeit. Es sind doch zwei Aufgaben, die einem solchen Menschen auf dem Gewissen lasten. Er blickt zurück in die Vergangenheit und kann die geschehene Tat nicht zurückrufen. Er blickt vorwärts in die Zukunft: da sieht er sich durch sein ganzes bisheriges Leben auf eine abschüssige Ebene gestellt, und so wenig es helfen mag, einem im Hochgebirge Abstürzenden ein Halt! Halt! nachzurufen, so wenig hilft es ihm, wenn er in schöner klarer Rede auf die Vorzüge der Rechtschaffenheit und Frömmigkeit hingewiesen wird. So bedarf der auf Abwege geratene Mensch einer doppelten Hilfe: er muß wieder Zutrauen gewinnen, daß die auf ihm lastende Schuld ihm vergeben werden kann; und er muß einen starken Arm neben sich spüren, der ihn vom Abgrund zurückreißt, das notwendige Gegengewicht gegen die abwärts ziehenden Mächte seiner Vergangenheit.

Die Kranken bedürfen des Arztes. Der vertrauliche Verkehr Jesu mit den Ausgestoßenen seines Volkes, sein freundschaftschaftliches Zutischesitzen mit ihnen hat für sie großen Wert, auch wenn Jesus gar nicht besonders auf sie einwirken wollte. Es ist doch der ernste heilige Mann, der Verkündiger des nahen Gerichtes, der mit ihnen verkehrt. Sonst schließen sich die Frommen ab und vermeiden es ängstlich, mit ihnen zu verkehren. Hier lernen die Verworfenen am Bilde Jesu, der unbefangen mit ihnen zusammensitzt, daß man auch in ihrer Gemeinschaft rein und heilig bleiben kann; da erwacht in ihnen die Hoffnung, daß auch der reine, heilige Gott sie vielleicht nicht von sich stößt, daß er ihnen die Schuld vergeben und sie trotz ihrer Vergangenheit in sein Reich einstmals aufnehmen könne. Die freundliche Liebe Jesu erleichtert die drückende Last ihrer Schuld; sie gibt dem erstorbenen Herzen neue Hoffnung.

Aber auch der Kampf gegen die Sünde wird leichter, wenn freundschaftlicher Verkehr den Guten mit dem Bösen verbindet. Es ist doch nicht so, daß nur das Böse eine unmerkliche und doch äußerst wirksame Kraft der Ansteckung auf seine Umgebung ausübt. Davor fürchten sich die Pharisäer, wenn sie sich vom Verkehr mit dem ungesetzlichen Volk im Lande zurückzogen. Jesus weiß, daß nicht bloß der schlimme Sauerteig alles durchsäuert; so warnt er vor dem Sauerteig der Pharisäer und des Herodes. Er weiß auch, daß das Gottesreich dem Menschen gegeben sein kann wie ein wenig Sauerteig, der doch schließlich alles durchdringt. Erst nach langer Zeit offenbart oft ein gutes Wort seine Segenskraft, wie der Same erst lange, nachdem er in die Erde gelegt ist, reife Frucht bringt: die Einwirkung einer reinen Persönlichkeit auf eine unreine Umgebung muß sich, wenn nicht sofort, so doch im Lauf der Zeit offenbaren. Jesus verkehrt mit den Sündern, weil er sie so zur Umkehr, zur Besserung zu bringen hofft.

Dabei hat er allerdings einen Grundsatz, den die Pharisäer nicht zugeben. Er glaubt nicht, daß schon der äußere Verkehr, die einfache Berührung ungesetzlicher Menschen, den Wert einer Person vor Gott verringere. Er glaubt auch nicht, daß es ihm in Gottes Augen schade, wenn er von einem vielleicht nach jüdischem Gesetz unreinen Teller Speisen genießt, die schon eben um dieses Tellers willen dann selbst nach jüdischer Anschauung unrein waren. Er hätte sich nicht gescheut, Früchte zu essen, von denen der Zehnte vielleicht nicht gegeben war. Die

Scheu vor dem gesetzlich Unreinen war ihm fremd: nur so konnte er mit Leuten verkehren, die das Gesetz anerkanntermaßen nicht pünktlich hielten. Nicht das Äußere, sondern das Innere entscheidet ihm über den Wert des Menschen; ein glänzendes Äußere kann Verwesung im Innern zudecken, kann Heuchelei sein: das findet Jesus tatsächlich bei den Pharisäern, die in ihrer Gesetzeserfüllung so peinlich genau sind. Und wieder kann einer gewissen Geboten des Gesetzes zuwider handeln und doch im tiefsten Innern des Wohlgefallens Gottes gewiß sein: so hat David im Tempel zu Nob die heiligen Schaubrote gegessen und doch hernach die Verheißung des Messias empfangen. Was von außen an den Menschen herankommt, das verunreinigt den Menschen nicht.

Dieses freiere Urteil über das Gesetz war Jesus gewiß dadurch erleichtert, daß er sich als Gottes lieber Sohn wußte, dessen tiefstes Denken und Fühlen dem wirklichen Willen Gottes entspreche. Aber damit ist noch nicht erklärt, woher es kam, daß Jesus so ganz anders dachte und fühlte, als die Frömmsten seines Volkes zu urteilen pflegten. Er nimmt wohl den großen Kampf der alten Propheten gegen Lippendienst und äußerliche Menschensatzungen auf; den Schriftgelehrten aus Jerusalem, die ihn zur Rede stellen, weil seine Jünger vor Tisch die Hände nicht waschen, hält er die Worte Jesajas vor „dies Volk ehrt mich mit Lippen, aber sein Herz ist ferne von mir; vergebens ehren sie mich, indem sie als Lehren Menschensatzungen aufstellen"; ferner gab es zweifellos eine weitverzweigte Richtung im damaligen Judentum, welche die äußeren Gebote gering achtete. Nur pflegten aus dieser Richtung auch keine Bußprediger hervorzugehen. Man wird der Gesetzesfreiheit Jesu erst gerecht und lernt sie in ihren Ursprüngen begreifen, wenn man darauf achtet, daß nichts anderes als selbstvergessende und opferbereite Liebe und herzliches Erbarmen ihn auf die Bahn trieb, welche die Pharisäer um ihrer selbst willen meiden zu müssen glaubten. Sie wollten ihr Kleid und ihre Hand nicht am unreinen Kleid und an der unreinen Hand des Sünders beflecken; sie wollten nicht in Sünde kommen, indem sie mit Sündern verkehrten. Die erste Sorge war ihnen das eigne Seelenheil; die Liebe zum Nächsten hatte nur soviel Raum, als diese eine große Sorge etwa noch frei ließ. Da denkt Jesus grundsätzlich anders. Er weiß, daß er gekommen ist, um zum Gottesreiche zu rufen und um Verlorenes zu retten; nicht, um sich bedienen zu

lassen, sondern um andern zu dienen bis in den Tod. In dieser helfenden Hingabe an andere sieht er nicht bloß die richtige Erfüllung des großen Gebotes der Gottesliebe; er sieht darin auch das Kennzeichen höchster menschlicher Größe und die schönste Befriedigung des berechtigten menschlichen Sehnens nach persönlichem Glück. Um das Verlorene zu suchen und zu retten, geht er zu den Ausgestoßenen seines Volkes: da glaubt er sich um die beengenden Schranken jüdischer Gesetzlichkeit nicht kümmern zu dürfen.

Es ist ja nicht allzu viel, was uns in den Evangelien von der Sünderliebe Jesu berichtet wird. Bei Markus finden wir in unserm heutigen Text nur die eine Erzählung von Jesu Verkehr im Hause des Zöllners Levi und von der Zugehörigkeit dieses Levi zum engern Jüngerkreis. In den Herrnworten des Zwölfapostels Matthäus war sicher ein Wort Jesu aufbewahrt, bei welchem Jesus auf die üble Nachrede hinwies, nach der man ihn den Gesellen der Zöllner und Sünder nannte. Nur bei Lukas sind uns die Erzählungen von der Sünderin in des Pharisäers Haus und von Zakchäus aufbewahrt; vollends die Erzählung von der Ehebrecherin, die höchst wahrscheinlich ursprünglich einen Bestandteil des Markustextes bildete, finden wir nur noch in späten Handschriften des Johannesevangeliums, in das sie ursprünglich sicher nicht gehört hat. Es ist gar kein Zweifel, daß die Christenheit schon verhältnismäßig frühe an diesem Verkehr Jesu mit den Sündern fast ebenso Anstoß nahm, wie zuvor seine Zeitgenossen. So sind auch die darauf bezüglichen Worte Jesu schon frühe entweder nicht weiter überliefert oder aber umgedeutet worden.

Jesus wußte sehr genau, welcher Gefahr er sich und seine Jünger durch den Verkehr mit sündigen Menschen aussetzte. Das Salz muß gut bleiben wenn es würzen soll; das Licht in uns muß seine Helligkeit behalten. Wie fades Salz, wie ein krankes Auge, das kein Licht in sich aufnimmt, ist der, der sich von der Versuchung irreführen läßt. Es ist besser, auf Auge, Hand und Fuß zu verzichten, als sich durch sie zur Sünde verführen zu lassen. Wer aber den andern verführt, der ist nach Jesu Meinung schlimmer daran, als die unglücklichen Verurteilten, die mit schwerem Stein am Hals in der Tiefe des Gennesaretsees ertränkt wurden. Jesus nimmt die Sünde gewiß nicht leicht, wenn er mit den Sündern verkehrt. Gerade weil er sie schwer nimmt, will er den Verlorenen helfen und sie retten. Aber eben deshalb warnt er auch

so nachdrücklich davor, daß sich niemand durch böse Lust oder durch böses Beispiel verführen lasse.

Jesus kennt die Macht der Versuchung. Wie das Heiligste, — der Glaube, Gottes lieber Sohn zu sein, — ihm gegeben war, da erwuchs ihm ebendaraus Versuchung, nach der Weltherrschaft zu greifen, die Gottes Kindern verheißen ist; der Welt sich durch ein Wunder als den besondern Liebling Gottes kundzutun; sein eignes Leben wenigstens so zu gestalten, daß es auch vor den Menschen als von Gott behütet erscheinen mochte. Jesus hat diese Versuchungen überwunden. Nach langer Irrfahrt erkennt sein Simon in ihm den Messias; da redet ihm Jesus von seinem Tod; das ist der Weg, auf dem der Messias zur Herrlichkeit kommen soll, und in dem glaubensmutigen Jünger, dem er eben den Ehrennamen Petrus gegeben hat, tritt ihm sofort der Versucher entgegen, der ihn vor seinem gottgewiesenen Wege menschlich warnt. Petrus hatte einen Wunsch ausgesprochen, den Jesus wohl mitempfinden konnte. Das zeigt Jesu Gebetsringen in Gethsemane, wo er seinen menschlichen Willen mühsam niederzwingt unter den Willen des Vaters: „nicht wie ich will, sondern wie du willst". Da gibt es also einen Willen des Sohnes, der dem Willen des Vaters widerstrebt; aber freilich ist es auch der Sohn, der keinen höhern Wunsch kennt, als daß sich sein natürlicher Wille dem göttlichen Willen des Vaters unterordne. Ein ähnliches Ringen um seine Gemeinschaft mit dem Vater drückt auch das Gebetswort am Kreuz aus dem 22. Psalm aus; Jesus will es von seinem Gott nicht glauben, daß er von ihm verlassen sei. Doch ist das ein Liedervers aus dem Gesangbuch, den Jesus in letzter Todesnot betet. Aber der Mann, der sich so bis zuletzt versucht gefühlt hat, hat es weit von sich gewiesen, als guter Meister angeredet zu werden. Dabei hat er ein Wort gesprochen, das eine seiner Grundanschauungen offenbart, ob es gleich für viele heute ein anstößiges, ärgerliches Wort ist: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut außer dem einigen Gott". Weil niemand gut ist, lehrt Jesus seine Jünger täglich um Vergebung der Schuld beten; er hat gewiß selbst mitgebetet. Zu dem Kreise derer, die um ihn stehn, kann er unbedenklich sagen: „ihr, die ihr arg seid": er ist nicht im Zweifel, daß jeder seine Sünde zu tragen hat. Eben darum will er aber auch nichts davon wissen, daß vor dem großen Erntetag Unkraut und Weizen von ungeschickter Hand gesondert werden. Wie die Fische im Netze beisammen sind bis zur

Auslese durch die Fischer, so müssen die Kinder des Gottesreiches und die Kinder der Welt noch beisammen sein, bis ein wahrhaft gerechtes Gericht sie scheiden mag. Die Absonderung der Pharisäer greift in verkehrter Menschenweise dem Wirken des göttlichen Richters vor.

Aber wenn alles das, was nicht aus dem Innersten des Menschen stammt, für den Wert eines Menschen vor Gott nichts austrägt, dann kann doch Gottes Liebe nicht dem Volke Israel als solchem zukommen. Der Zufall der Geburt kann dann doch dem Menschen nicht das Höchste in den Schoß werfen oder versagen: die Gewißheit der Liebe seines Gottes. Jesus war ja seinem Volke auf das innigste zugetan; sein Volk wollte er vor allem retten; er empfand es als besondere Härte in der Führung seines Gottes, daß er im Heidenland wirken mußte, während so viele Not unter seinem eigenen Volke herrschte. Aber Gottes Liebe ist ihm nicht an die Grenzen dieses Volkes gebunden. Darin ist er auch ein Kind seiner Zeit; alle die Heiden, die damals zur Synagoge strömten, hofften um ihrer Gesetzestreue willen auf die Liebe und den Schutz des israelitischen Gottes. Auch Jesus sagt: „Viele werden kommen von Morgen und Abend und werden mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen".

Nur haftet ihm Gottes Liebe auch nicht an der Erfüllung des jüdischen Gesetzes. An den gesetzlich Treuesten, den Pharisäern, findet Jesus gar vieles auszusetzen. Sie haben den äußeren Schein der Frömmigkeit, eine große Vielgeschäftigkeit zeichnet sie bei ihrer Erfüllung des Gesetzes aus. Aber die großen Aufgaben, wie Recht, Barmherzigkeit und Treue, gelten ihnen nur wenig. Und Jesus hat es geradezu beobachtet, daß ihnen die Liebe Gottes nicht in besonders reicher Weise zuteil wird. Er hat das selbstgewisse, breit geschwätzige, die eignen Vorzüge ausmalende Gebet des Pharisäers und den kurzen Stoßseufzer des abseits stehenden Zöllners mit angehört und weiß, daß der Zöllner mit reichem Segen nach Hause ging; aber der Pharisäer hatte von seinem stolzen Gebete gar keinen Gewinn. Daneben erfährt Jesus, wie dankbar die Ausgestoßenen der Gesellschaft für seine freundliche Liebe sind: die Sünderin kommt in des Pharisäers Haus, um ihr Köstlichstes, ihre Salbe, für Jesus hinzugeben; er erfährt es, wie diese Verworfenen sich bußfertig um ihn scharen; sie treibt die Gewissensangst, sich auf das nahe Gericht Gottes vorzubereiten. Dagegen die Pharisäer glauben schon auf der rechten Straße zu sein,

sie wollen nicht umdenken; sie haben auch mit ihrer kleinlich genauen Gesetzeserfüllung genug zu tun. So dürften sie sich aber auch nicht wundern, wenn der reiche Mann sein Festmahl den Krüppeln und Lahmen von der Landstraße öffnet, da die erstgeladenen Gäste nicht haben kommen wollen.

Aber wenn nicht das Volk Israel und nicht die Gesetzestreuen, wer darf denn dann der Liebe Gottes gewiß sein? Für Jesus selbst bestand diese Frage nicht; er wußte sich als den geliebten Sohn Gottes, auf dem Gottes Wohlgefallen ruhte. Er war auch von der Überzeugung beseelt, daß alle die an seiner Herrlichkeit teilbekommen, die mit Ernst und Eifer um das Gottesreich bitten und nach ihm hinstreben. Dann tritt nach seiner Anschauung die Gnade Gottes überall da tröstend ein, wo die Bußpredigt keine Stätte findet: bei unmündigen Kindern, bei dem hilflosen Gichtbrüchigen, bei dem armen und kranken Lazarus. Aber wie steht es mit der großen Menge gesunder, wirkungskräftiger Personen? Darf man nur für die der Gnade Gottes gewiß sein, die schon die Sehnsucht nach der Welt der Vollendung in sich haben? Schon so ist ja der Kreis der gottbegnadeten Menschen weit gesteckt. Jesus steckt ihn noch weiter.

„Der Höchste haßt die Sünder," heißt es bei Jesus Sirach, und das war die Vorstellung, welche zur Zeit Jesu ganz allgemein im Judentum galt. Gott ist abgesondert von den Sündern, und abgesondert soll auch der Fromme sein. Da ist es verständlich, daß Jesus auch von Gott anders denkt, da er die Pflicht des Menschen anders auffaßt. Darf der Mensch den Sünder nicht von sich stoßen, so tut es auch Gott nicht. Und umgekehrt erhebt sich gerade diesen Verworfenen hinter der Gestalt Jesu, der so mächtig gegen die Sünde kämpft und doch den Sünder so freundlich an sich zu ziehen weiß, der den Gedanken in ihnen weckt, daß ein Frommer sich ihrer annehmen und sie aus ihrem Schmutze herausreißen kann: — hinter dieser Gestalt Jesu erhebt sich gerade den Verworfenen und Verstoßenen ein neues, erhabenes Gottesbild, das sie nicht von sich stößt, sondern die Arme väterlich lockend entgegenstreckt, ein Gottesbild, das auch die größten Propheten der alten Zeit nur leise geahnt, das sie aber niemals klar geschaut haben: das Bild der Liebe Gottes, die auch den verlorenen Sünder noch sucht und findet, die das erstorbene Leben für Gott auch im Bösen erweckt.

Man sollte nicht allzu viele Worte machen von dem Mut, den das sündige Weib beweist, wenn sie trotz des Hasses des Pharisäers in das Haus des Pharisäers eindringt, um Jesus ihren Dank und ihre Liebe zu zeigen. Frauen, welche vor der Schande nicht zurückgeschreckt sind, sind immer keck. Aber was hilft es dieser Frau, wenn sie weiß, daß Jesus auch ihresgleichen nicht von sich stößt? Ihre Sünde stößt er ja von sich, das weiß sie; seine Liebe geht nur darauf aus, ein reineres besseres Leben bei ihr selbst hervorzubringen. Aber es kann ihr ja nichts helfen, wenn sie sich bessert: wird Gott sie nicht trotzdem verwerfen? — Doch darauf bot schon der Prophet Hesekiel die rechte Antwort. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Wer mit seiner schlimmen Vergangenheit bricht, dem wird die schlimme Vergangenheit auch nicht angerechnet. Und Jesu mächtig erweckende Predigt führt zur Umkehr. Also führt sie eben damit zu Gottes Gnade. Aber die Frau versteht es noch anders. Gott selbst hat diesen Propheten gesandt, das Verlorene zu suchen. Nicht nur dieser Prophet, Gott selbst durch diesen Propheten will auch sie retten. Das ist eine gar tröstliche Botschaft, ein großes Evangelium: Gott läßt den Sünder nicht in seiner Sünde; er arbeitet an ihm, er sucht ihn. So darf der Sünder darauf vertrauen, daß Gott ihm vergibt und ihn retten will; und Gott ist größer als alle die verderblichen Gewalten, die den Menschen unter der Herrschaft der Sünde festhalten. So wird uns die dankbare Liebe der Sünderin verständlich.

Und in mancherlei Bildern zeigt Jesus, daß seine Sünderliebe nur ein Abbild ist von der Sünderliebe Gottes. Es gibt ja Hirten, die sich wenig darum kümmern, wenn eins von hundert Schafen sich im Gebirge verläuft; es gibt auch Witwen, die sich über den Verlust eines Markstücks beruhigen, wenn sie auch nur ihrer zehn haben. Aber einen solchen Hirten, eine solche Witwe lobt niemand. Das ist doch ein viel schöneres Bild, wenn der Hirt nach langem Suchen sein müdes Schaf auf der Schulter nach Hause trägt, oder wenn die Frau mit Licht und Besen alle Winkel und Ecken ihres Hauses nach dem verlorenen Geldstücke durchsucht und nicht abläßt, bis sie es gefunden hat. Eine Menschenseele ist Gottes kostbares Eigentum. Und er, der allein gut ist, er, der Vollkommene, zu dessen Vollkommenheit alle andern nur hinstreben können, er wird sein Eigentum nicht unbeachtet verderben lassen. Der Allmächtige ruht

nicht, bis er den verlorenen Menschen auf die rechte Bahn zurückgebracht und gerettet hat. So ist keiner von der suchenden Liebe Gottes ausgeschlossen. Gott will jeden von der Sünde zur Vollkommenheit hinüberführen. Und für jeden darf man auf diesen Willen Gottes vertrauen.

Aber das geben die Pharisäer nicht zu, gerade weil ein Mensch mehr ist als ein Geldstück oder ein Schaf. Die muß man suchen; aber ein Mensch kann sich selbst zurechtfinden. Da bildet Jesus ein neues Gleichnis. Gewiß gibt es viele Väter, die einen verlorenen Sohn nicht mit offenen Armen aufnehmen, wenn er sein Erbteil in schändlicher Weise vergeudet hat und nun arm und elend zurückkehrt. Aber Jesus glaubt auch hier Beifall und Zustimmung zu finden, wenn er die Freude des Vaters nicht bloß schildert, sondern ausdrücklich verteidigt, der über die Heimkehr seines Kindes ganz außer Fassung gekommen zu sein scheint, weil er eine solche Heimkehr überhaupt nicht mehr erwartet hat. Wenn ein irdischer Vater so innig an seinem Kinde hängt, dann wird auch der himmlische Vater seine Kinder niemals vergessen können.

Aber das paßt nicht zu der Frömmigkeit, die auch im Verhältnis zu Gott das Rechnen und Zählen nicht lassen kann. Der Fromme scheint eines Vorrechtes verlustig zu gehen, wenn auch der noch zum höchsten Heile kommen kann, der sein Lebenlang auf Abwegen gegangen ist. Jesus hat aber auch in menschlichen Verhältnissen Ähnliches gesehen. In einem großen Betrieb kann es einmal vorkommen, daß alle Tagarbeiter mit derselben Summe abgelohnt werden, ob sie länger oder kürzer gearbeitet haben. Und der Gute kann doch nicht den beneiden, der erst spät auf die rechte Straße gekommen ist. Sonst betrachtet er ja die falschen Freuden, die jener vor seiner Bekehrung gehabt hat, noch immer so, als ob es wirkliche Werte wären. Mit all diesen Gleichnissen sucht Jesus die Pharisäer für seine Anschauung von der suchenden rettenden Liebe Gottes zu gewinnen. Es war vergebliche Arbeit. Noch am Tag vor seiner Verhaftung will man ihn durch seine Sünderliebe zu Fall bringen; er soll über die Ehebrecherin sein Urteil sprechen. Da deckt er noch einmal den Grundfehler der pharisäischen Anschauung auf. Es sind keine reinen Menschen, die sich vom Volk im Land so hochmütig und so lieblos absondern. Auch sie haben ihre Last getragen. Da dürfen sie nicht so genau nach dem Splitter im Auge des andern schauen. Das Gericht über Gute und Böse ist Gottes Sache.

Gott sucht den Sünder; er will jeden vom Bösen zum Guten hinführen, und so sollen auch die Menschen sich gegenseitig fördern und helfen. In diesen Gedanken lag der Keim einer neuen Religion, die jeden unter den sichern Schutz Gottes stellt und zu höchster Tätigkeit im Dienst an den Mitmenschen anspornt. Aller dumpfe Naturdienst, alle Gebundenheit an Formen und Formeln ist überwunden; Klarheit, Sicherheit, Opferwilligkeit sind die Grundzüge im Bilde des Sünderheilandes, der sein Leben hingibt, um dieses neue durch ihn gebrachte Leben der Welt zu erhalten.

VIII.

Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu.

Der zweite Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses beginnt bekanntlich mit den Worten: „ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen (= einzigen) Sohn, unsern Herrn" und schließt daran eine Reihe von kurzen Relativsätzen, die zur näheren Kennzeichnung dieser Person dienen sollen: „der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von Maria, der Jungfrau, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten".

Wenn wir diese Aussagen mit dem Bilde Jesu vergleichen, wie wir es bisher aus den Evangelien gewonnen haben, so fällt auf, daß der hohe geistige Gehalt der Predigt Jesu, seine neue Auffassung von Gott und menschlicher Pflicht, gar nicht zum Worte kommt. Auch die entscheidenden Kämpfe Jesu mit den Schriftgelehrten und Pharisäern und mit dem hohen Rat von Jerusalem werden nicht erwähnt. Nur der Heide Pontius Pilatus wird genannt, der sich, zweifellos ohne jedes Bewußtsein von der Tragweite seiner Handlung, zum Vollstrecker der Wünsche des Hohenrates hergab. Wir hören im apostolischen Glaubensbekenntnis auch nichts von Jesu Zusammenhang mit dem Täufer, von seinen ersten großen Erfolgen, von seiner Verbannung, vom Bekenntnis des Petrus, vom Zug nach Jerusalem und von der Messiaskundgebung daselbst. Es ist alles übergangen, was die Geschichte Jesu ausfüllt und dieses Leben für die Geschichte aller folgenden Zeiten bedeutsam und wirkungsvoll macht. Dagegen wird verhältnismäßig breit beschrieben der Eintritt Jesu in das Leben, seine Erzeugung und Geburt, und wieder sein Lebensausgang, Leiden, Kreuzigung, Tod und Begräbnis, und endlich die Geschichte Jesu nach seinem Tod, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmel-

fahrt, sein Platz zur Rechten Gottes und seine Wiederkunft zum Gericht.

Diese Eigentümlichkeit des apostolischen Glaubensbekenntnisses darf nun nicht bloß auf Zufall zurückgeführt werden. Es ist nicht so, daß aus einer Menge vorhandenen Stoffes beliebige Züge zusammenhangslos herausgegriffen wären. Vielmehr soll zwischen der wunderbaren Entstehung dieser Person und ihrem herrlichen Endschicksal ein Zusammenhang herausgefühlt und erkannt werden. Der vom heiligen Geist Empfangene mußte aus dem Tode wiedererstehen, zum Himmel fahren, zur Rechten Gottes erhöht werden; er ist schon durch seine Herkunft als der bezeichnet, der einst das Gericht über die Menschen halten soll. Die Hervorhebung seines Leidens, Sterbens, Begrabenwerdens und seiner Höllenfahrt betont absichtlich den Widerspruch zwischen Ursprung und Schicksal Jesu, um die darauffolgende Erhöhung als vollen Ersatz für die erlittene Erniedrigung erscheinen zu lassen. Was uns hier vorgeführt wird, ist also die wunderbare Geschichte eines nicht nach Menschenart entstandenen höheren Wesens, das auf der Erde lebend die Leiden der Erdenmenschen durchgekostet hat, dann aber seiner höhern Natur gemäß den Tod überwindet, zu Gott zurückkehrt und für sein ihm nicht gebührendes schweres Erdenschicksal durch Gott überreichlich entschädigt wird. Dagegen kann von einer Schilderung der Erlösung im apostolischen Glaubensbekenntnis eigentlich nicht gesprochen werden; das Glaubensbekenntnis sagt in keiner Weise, daß die aufgezählten Ereignisse der Geschichte Jesu jemand zugute geschehen seien. Das liegt auch nicht in der Bezeichnung Jesu als unseres Herrn. Denn die nachfolgende Beschreibung kann nur dazu führen, diesen Ausdruck darauf zu beziehen, daß Jesus der erwartete Weltrichter ist: so mag er schon jetzt bestimmend auf das Leben der Gläubigen einwirken. Er ist der Herr, nicht weil er irgend etwas für die Menschen getan oder gelitten hat, sondern weil er gefürchtet werden muß als der, welcher das letzte Urteil über den Menschen spricht.

Der Ausgangspunkt für diese ganze Betrachtung der Geschichte Jesu war der Messiasglaube Jesu. Damit, daß sich Jesus als den Messias kundgab, bezeichnete er sich als eine Person, die dem jüdischen Glauben längst vertraut war. Eine ganz bestimmte Stellung in der Zukunft der Welt war ihm damit angewiesen. Das sehen wir aus Jesu eigenen Worten. „Wie der Blitz aufstrahlend leuchtet von einem Himmelsende zum andern, so wird das

Menschenkind sein an seinem Tage." Da „kommt er in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen heiligen Engeln". Man wird ihn sehen „sitzend zur Rechten der Allmacht und kommend auf den Wolken des Himmels". Dann setzt er an die Stelle des von Menschenhand gebauten Tempels den Tempel, der nicht von Menschenhand gebaut ist. Er hält Gericht über die Menschen, die vor seinem herrlichen Thron versammelt sein werden, weist die Begnadigten in das ihnen bereitete Gottesreich, weist die Verworfenen in die ewige Qual. Bei festlichem Mahl genießt er dann den Wein einer verklärten Welt. Auch seine Jünger werden an seinem Tische essen und trinken und auf Thronen sitzend die zwölf Stämme Israels richten. Noch ausführlichere Schilderungen der letzten Herrlichkeit waren aus dem Munde Jesu vorhanden. Aber die spätere Christenheit hat diese Worte aus der Überlieferung wieder ausgeschieden, weil sie ihr zu phantastisch, zu sagenhaft schienen. Allein Jesus lebte im Glauben seines Volkes, und dieses Volk malte sich gerne des Messias Herrlichkeit in besonders leuchtenden, auffallenden Farben aus. Jesus hat die Versuchung überwunden, die Herrlichkeit der Gotteskinder durch eigenes Tun verwirklichen zu wollen; aber daß Gott seine Verheißungen an den Messias einmal wahr machen werde, das hielt er in zuversichtlichem Glauben fest.

Nur sah er sehr bald, daß ihn der Weg zu dieser Herrlichkeit nicht einfach emporführe. Wie er von seinen Jüngern fordert, daß sie sich durch eine enge Pforte den Eingang ins Gottesreich erringen, so sieht er schon frühe, daß sein eigener Weg nur durch Leiden und Entbehrungen zur Herrlichkeit führt. Und mindestens seit er sich entschlossen hat, nach Jerusalem zu ziehen, steht ihm auch sein Tod als gottgewolltes Schicksal vor Augen. Aber er weiß auch, daß dieser Tod nicht das letzte sein kann. Bei dem Propheten Hosea hat er die Worte gelesen: „Wohlauf, lasset uns umkehren zum Herrn. Er hat uns geschlagen, er wird uns heilen. Er macht uns lebendig nach zweien Tagen; am dritten Tage erweckt er uns, daß wir wieder leben vor ihm." Nach diesem Worte hat Jesus das Hoffnungsbild gestaltet, das ihn selber tröstet und mit dem er seinen Jüngern das ihn bedrohende furchtbare Schicksal erklärt. Dieselbe Gotteshand, die ihn in den Tod führt, kann ihn auch wieder aus dem Tode erretten. Und wie Jesus schon in der Nachfolge des Täufers von Anfang an die unmittelbare Nähe des Gottesreiches verkündet hat, so ist er auch jetzt überzeugt, daß seine Verherrlichung baldigst nach seinem Tode eintreten werde.

„Am dritten Tage" wird ihn Gott auferwecken; so sagt er im Anschluß an das Prophetenwort, kaum in dem Sinn einer genauen Zeitbestimmung, sondern entsprechend der ursprünglichen Meinung des Propheten in dem allgemeinen Sinn „nach einer ganz kurzen Frist". Und diese Erwartung seiner baldigen Auferweckung aus dem Tod und seiner Verherrlichung nach dem Tod hat Jesus bis zuletzt festgehalten. Der Abordnung des Hohenrates erzählt er das Gleichnis von den bösen Weingärtnern und verweist sie dabei auf das Psalmwort, das ihm, dem Bauarbeiter von Nazareth, sich frühe besonders eingeprägt haben mag: „der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Schutzstein der Ecke geworden; vom Herrn ist das geschehen, und es ist wunderbar in unsern Augen". Jesus ist vom Hohenrat verworfen, wie der Stein von den Bauleuten; aber der Herr wird ihn darum nicht beiseite stehen lassen; er wird ihm dennoch den herrlichen Platz geben, den er für ihn bestimmt hat. Und wie der Hohepriester ihn fragt, ob er der Messias ist, da begnügt sich Jesus nicht mit einer kurzen Bejahung. Er ruft die Mitglieder des Hohenrates, die jetzt seine Richter sind, dazu auf, demnächst die Zeugen der Wahrheit seines Wortes zu sein; sie selbst werden ihn auf den Wolken des Himmels zur Rechten der Allmacht erscheinen sehen. Also er zweifelt nicht, daß sein Tod für ihn nur der Eingang in neues Leben ist, daß er die künftige Messiasherrlichkeit gewissermaßen ermöglicht.

Dabei dürfen wir nicht unsere Anschauungsweise mit der Anschauung Jesu verwechseln. Wir kennen die Zeit, die für Jesus Zukunft war; wir wissen, daß die erwartete Umgestaltung der Welt nach dem Tode Jesu nicht eingetreten ist. So sind wir gewohnt, Jesu Auferstehung und Wiederkunft als zwei voneinander unabhängige, durch Jahrtausende voneinander getrennte Ereignisse zu betrachten: Jesu Auferstehung ist eingetreten unmittelbar nach dem Sabbat, der auf den Kreuzigungstag folgte; Jesu Wiederkunft ist das letzte, was alle Ereignisse menschlicher Geschichte abschließen soll. Aber Jesus hat auch seine Erscheinung in Herrlichkeit, seine Wiederkunft, und den Anbruch des Gottesreiches in unmittelbarer Zukunft erwartet. Erst im Gottesreich, nicht aber nach einer Erweckung für dieses Leben, wollte er wieder mit seinen Jüngern zu Tische sitzen. Vor dem Zug nach Jerusalem haben die Jünger ihre Habe verschenkt; Jesus tröstete sie: ehe sie nach Galiläa zurückkommen, wird er wieder da sein; sie werden also keinen Mangel leiden, sondern die Fülle des Gottesreiches wird

ihnen zuteil werden. Wenn also Jesus von seiner Auferstehung redet, dann denkt er immer an den großen Tag Gottes, da der Messias auf den Wolken des Himmels erscheint, um die Welt der Vollendung zu bringen. Gott erweckt ihn aus dem Tod, um ihm seine Messiasherrlichkeit zu geben. Jesus glaubt, daß er auferstehen wird, eben um wiederzukommen. Dem steht auch nicht entgegen, daß nach Jesu Wort die Auferstehung am dritten Tag erfolgen soll, während die Wiederkunft des Herrn sich vielleicht verzögert. Jesus hat das Wort vom dritten Tag nicht als genaue rechnerische Bestimmung verstanden. Auch dies war nur einer von den mancherlei Ausdrücken, mit denen er das baldige Kommen des Gottesreiches bezeichnet hat.

Die Erwartung der Auferstehung Jesu hat sich erfüllt, die Erwartung seiner Wiederkehr aber nicht: so kam die Christenheit dazu, beide Ereignisse in ihrem Glauben voneinander zu scheiden. Die Auferstehung Jesu ist ihr eine erfüllte Hoffnung; auf die Wiederkunft Jesu hofft sie noch heute. Daß Jesus nicht im Tode geblieben, sondern auferstanden und nach seiner Auferstehung von einer großen Zahl seiner Jünger gesehen worden sei, ist der gemeinsame Glaube schon der Urchristenheit gewesen. Hierin stimmten Petrus und Paulus vollkommen überein. Es ist durchaus verkehrt, aus den Widersprüchen in den Ostererzählungen unserer Evangelien etwa schließen zu wollen, die Auferstehung Jesu sei überhaupt kein geschichtliches Ereignis. Vielmehr sehen wir an diesem Beispiel, daß eine Tatsache vollkommen sicher sein kann, auch wenn alle Überlieferungen, die sie näher beschreiben, zweifellos Unrichtiges wiedergeben. Für die Tatsächlichkeit der Erscheinungen des auferstandenen Jesus vor seinen Jüngern haben wir ein urkundliches Zeugnis; wir müssen ihm glauben, wenn wir überhaupt noch menschlichem Zeugnisse glauben wollen. Das ist der Bericht des Paulus im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefs.

Da beruft sich Paulus auf die ihm selbst gewordene Überlieferung, die er weitergegeben habe, ebenso wie sie in durchaus übereinstimmender Weise auch von den Predigern der Jerusalemer Gemeinde weitergegeben werde. Danach ist der Messias am dritten Tage auferstanden, wie es die Schrift vorhersagte. Er ist gesehen worden 1. von Kephas, d. h. Petrus; 2. von den Zwölfen; 3. von mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal; Paulus betont, daß die Mehrzahl dieser Fünfhundert noch lebe; einige von ihnen seien schon entschlafen. 4. ist der Auferstandene gesehen worden von

Jakobus: damit meint Paulus den Bruder Jesu, der späterhin die Gemeinde von Jerusalem leitete. 5. ist er gesehen worden von allen Aposteln. Damit bezeichnet Paulus einen größern Kreis, als den, welchen er zuvor mit dem Namen der Zwölf bezeichnet hatte. Und endlich 6. weiß Paulus von sich selbst, daß auch er den Herrn gesehen hat, zwar als der letzte und unwürdigste: denn er hat die Gemeinde Gottes vorher verfolgt. Aber er hat doch den Herrn genau ebenso gesehen, wie ihn die andern gesehen haben.

Mit dieser Liste der Erscheinungen des Auferstandenen, wie sie uns Paulus darbietet, stimmt nun freilich keines unsrer Evangelien überein. Paulus weiß nichts davon, daß Jesus den Frauen am Grab erschienen ist, wie das Matthäusevangelium erzählt, oder nur der Maria Magdalena, wie das Johannesevangelium weiß, oder den Emmausjüngern des Lukasevangeliums. Er weiß nichts von einer zweifachen Erscheinung im Kreise der Zwölf, erst ohne Thomas und dann mit ihm; er weiß auch nichts von der Erscheinung am See Gennesaret, von der uns das Schlußkapitel des Johannesevangeliums erzählt. Aber noch mehr. Paulus kennt den scharfen Strich nicht, den das Ereignis der Himmelfahrt Christi zwischen früheren und späteren Erscheinungen Jesu zieht. Er hat doch den Auferstandenen nach der Überlieferung der Apostelgeschichte, die hier für die spätere Christenheit maßgebend geworden ist, erst nach Jesu Himmelfahrt gesehen. Das ist in der Apostelgeschichte ein ganz anderes Sehen als das von dem eben in der Apostelgeschichte Petrus einmal Zeugnis ablegt, wenn er sagt: „wir haben mit ihm gegessen und mit ihm getrunken nach seiner Auferstehung von den Toten". Es dürfte sehr schwer fallen, die einfachen Worte des Paulus dahin zu deuten, daß der Auferstandene mit irgend jemand eine solche Tischgemeinschaft gepflegt habe. Der Ausdruck „er wurde gesehen" weist vielmehr auf Erlebnisse hin, die eben dem Erlebnis des Paulus vor Damaskus gleich sind. Da sah Paulus nur ein Licht aufstrahlen, heller als der Mittagsglanz der Sonne, und aus diesem Licht hörte er die Stimme dessen, der ihn, seinen bisherigen Verfolger, zur Predigt des Evangeliums unter der Völkerwelt berief.

Es ist eine öde materialistische Denkweise, wenn man meint, nur dann dürfe man von einer wirklichen Auferstehung Jesu reden, wenn der Auferstandene sich betasten ließ, damit man sehe, daß er wie zuvor Fleisch und Bein habe; wenn er vor den Augen seiner Jünger ein Stück Fisch verspeist; oder wenn er dem Thomas

sich darbietet, damit er seinen Finger auf seine Nägelmale und seine Hand in Jesu durchstochene Seite lege. Die größte Wirkung ist doch eben von der Erscheinung des Auferstandenen ausgegangen, die auch nach dem biblischen Bericht anderer Art war, von der Erscheinung des Auferstandenen an Paulus. Dieses Ereignis hat nicht bloß die ganze Richtung eines Menschenlebens entscheidend bestimmt, sondern eben damit das ganze Fühlen und Denken großer weitverstreuter Gemeinden, ja schließlich der ganzen späteren Christenheit. Ein solches Ereignis ist eine höchst bedeutungsvolle Wirklichkeit, auch wenn es sich ursprünglich nur im Innern eines von mancherlei Gedanken und Vorstellungen hin und her getriebenen Menschenherzens abgespielt hat.

Und nicht nur Paulus hat durch die Erscheinung des Auferstandenen eine so gewaltige Umwandlung erfahren. Auch der Bruder Jesu, Jakobus, hat nicht zur Gemeinde Jesu gehört, bis ihm der Auferstandene erschienen ist. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis unsrer Evangelien waren die Brüder Jesu während seines Lebens mit seiner öffentlichen Wirksamkeit nicht einverstanden. Später hat aber gerade Jakobus eine führende Stellung in den christlichen Gemeinden Palästinas und in dem weiten Gebiete behauptet, das von hier aus dem Christentum gewonnen wurde. Also auch er ist durch die Erscheinung des auferstandenen Jesus, die er erlebt hat, ein anderer geworden.

Einigermaßen gilt das aber auch von denen, die schon vorher zu den Jüngern Jesu gehört haben. Die Gewißheit der Auferstehung Jesu stärkte ihren Glauben an ihn und ermutigte sie, diesen Glauben zu predigen. Jesus hatte ja seine Jünger auf sein gewaltsames Ende vorbereitet; die fertige Tatsache sah nun doch anders aus als ihre Erwartung. Am Kreuze und am Grabe ihres Meisters schienen doch alle ihre Hoffnungen zusammenzubrechen. Es bedurfte eines großen aufrüttelnden Erlebnisses, um diese entmutigte Schar wieder zu einer Schar von Predigern des trotz alledem bleibenden Evangeliums zu machen. Noch der Römer Tacitus weiß, daß durch die Hinrichtung Jesu „der verderbliche Aberglaube" des Christentums für einen Augenblick unterdrückt schien. Aber zur Verwunderung derer, die ihn unterdrückt zu haben glaubten, brach er wieder hervor. Daß dies geschah, war die Folge der Erscheinungen des Auferstandenen. So läßt sich ohne irgend eine Übertreibung sagen, daß das Christentum ohne die Tatsache des Osterfestes keine Dauer in der Welt gehabt hätte.

Aber diese Tatsache will noch genauer festgestellt sein. Jesus hat niemals von seinem Tode geredet, ohne zugleich von seiner Auferstehung zu reden. Das mußte in seinen Jüngern lebendig werden, sobald der erste betäubende Schreck vorüber war. Sie mußten auf Zeichen seiner Auferstehung warten. Das gilt schon für die galiläischen Frauen, die am Sonntag früh zum Grabe gehen, um die Leiche Jesu zu salben, und die den Leichnam nicht in dem Grabe finden, in das er am Freitag Abend gelegt worden war, wie sie selbst aus der Ferne gesehen hatten. Sie sehen den Stein von der Tür des Grabes abgewälzt und das Grab leer. Das ist gegen ihre Erwartung; denn zur Salbung der Leiche sind sie gekommen. Aber es entspricht einer Glaubenshoffnung, die Jesus gepflegt hat und die sich jetzt den aufs äußerste erregten Frauen in der Gestalt eines Gottesboten äußerlich vor das Auge stellt. Aber dieser Gottesbote sagt nichts, was ihnen Jesus nicht schon zuvor gesagt hätte: der Herr ist auferstanden, und in Galiläa werden sie ihn sehen. Da ist nichts, was ganz unbegreiflich und unverständlich wäre, auch nicht das Verschwinden des Leichnams. Joseph von Arimathäa gehörte nicht zu den Jüngern Jesu; der Hoherat hatte Jesus einstimmig als Gotteslästerer zum Tode verurteilt. Es wäre nicht bloß auffallend, sondern aller heiligen Überlieferung zuwider gewesen, wenn die Leiche eines solchen Verbrechers dauernd eines ordentlichen Grabes gewürdigt worden wäre.

Durch das urkundliche Zeugnis des Paulus ist die Reihenfolge der Erscheinungen des Auferstandenen gesichert. Aber diese geschichtlich vollkommen beglaubigte Reihenfolge zeigt bei näherer Betrachtung auch eine innere Folgerichtigkeit, die uns dazu hilft, diese geheimnisvollen Vorgänge noch genauer zu erkennen. Die ersten Erscheinungen werden zuteil dem Petrus, den Zwölfen, dann mehr als fünfhundert Brüdern. Das weist doch ganz klar hin auf die allmähliche Sammlung der bei Jesu Tod zersprengten Gemeinde. Es ist kein Zufall, daß gerade Petrus die erste Erscheinung hat. Er hat mit Jesus wohl am engsten verkehrt; in seinem Hause in Kapernaum pflegte Jesus zu wohnen; er hat in Jesus zuerst den Messias erkannt und ihn schon damals in leuchtender Verklärung zwischen Mose und Elia schweben sehen; er hat länger als irgend ein anderer bei Jesus ausgeharrt; bis in den Hof des Hohenpriesters ist er ihm nachgefolgt, und es lastete schwer auf ihm, daß er diese mutige Tat abschließen mußte mit einem Beweis armer menschlicher Schwäche, mit der Verleugnung

seines Herrn. Wenn irgend ein Jünger nach Jesu Tod noch an Jesus als an dem Messias festhielt, so war das von Petrus zu erwarten. Er lebte innerlich mit Jesus weiter. Und nun weisen alle die Reden Jesu, in denen er von seinem kommenden Todesschicksal gesprochen hatte, über seinen Tod hinaus auf seine Auferstehung und Verherrlichung durch den Vater hin. Da wird es uns verständlich, daß zuerst Simon Petrus seinen auferstandenen Herrn sah. Und das ist ein Erlebnis, das er nicht stille für sich behält, wie von den Frauen erzählt wird, sie hätten aus Angst von ihrem Erlebnis bei dem leeren Grabe geschwiegen. Um Petrus sammeln sich die Zwölf und nachher um die Zwölf mehr als fünfhundert Anhänger Jesu. Und was zuerst dem kleinen Kreis, dann der großen Schar mitgeteilt wird, das erleben jedesmal auch die, die davon erfahren, auch sie sehen den auferstandenen Herrn. Es ist eine häufig bemerkte Tatsache, daß solche Erscheinungen nicht bloß von einzelnen beobachtet werden, sondern ebenso von großen Volksmengen, die unter demselben geistigen Eindrucke stehen.

Aber eine so wunderbare Sache, die von mehr als fünfhundert auf einmal erlebt wird, bleibt kein Geheimnis. Diese drei ersten Erscheinungen des Auferstandenen dürften in und bei Kapernaum geschaut worden sein. Da war Petrus zu Hause, da war der natürliche Sammelpunkt der Zwölf, da haben wir auch die über fünfhundert Anhänger Jesu uns heimisch zu denken. Denn in dieser Gegend hatte doch Jesus am längsten gewirkt. Aber nun durchdringt die Kunde von der Auferstehung des gekreuzigten Propheten ganz Galiläa; sie kommt auch in die Heimat Jesu, nach Nazareth. Und hier ist es einer der vier Brüder Jesu, Jakobus, der nun — gleichfalls durch eine Erscheinung des Auferstandenen — der Gemeinde zugeführt wird. Aber noch lebt diese ganze Gemeinde in Galiläa; später war ganz sicher Jerusalem der Mittelpunkt der ersten Christengemeinde. Es muß also, und zwar schon recht frühe, von dieser Gemeinde Galiläas der bestimmte Entschluß gefaßt und auch ausgeführt worden sein, aus Galiläa nach Jerusalem überzuziehen. Das erforderte Mut: in Jerusalem war Jesus von den Machthabern gekreuzigt worden. Nun nennt Paulus die, denen der Auferstandene bei einer fünften Erscheinung sich zeigte, „alle Apostel", Apostel heißt aber „der Ausgesandte". Jesus hat ja während seines Erdenlebens einmal die Zwölf zur Predigt des Evangeliums ausgesandt. Diese Zwölf nennt aber Paulus, gerade bei dieser Aufzählung der Erscheinungen des Auferstandenen, mit

dem Zahlennamen. Lukas redet allerdings noch von einer Aussendung von Siebzig während der öffentlichen Wirksamkeit Jesu; aber die Richtigkeit dieser Angabe wird mit guten Gründen bestritten. Man wird den Ausdruck, daß Jesus vor allen Aposteln erschienen ist, besser so verstehen, daß alle die zu Aposteln wurden, denen diese Erscheinung zuteil ward. Jesus hat sie bei dieser Erscheinung ebenso ausgesandt, wie er nachher und zuletzt den Paulus unter die Heiden aussandte. Aber von Galiläa aus schickte er seine Jünger nicht „in alle Welt". Noch siebzehn Jahre nach des Paulus Bekehrung wissen Jakobus, Petrus und Johannes, die Führer der Jerusalemer Gemeinde, nichts davon, daß sie den Heiden predigen sollen; wohl aber wissen sie, daß sie zu den Juden gesandt sind. Die Erscheinung des Auferstandenen vor allen Aposteln war der Anlaß zur Auswanderung der in Galiläa wieder gesammelten Christengemeinde nach Jerusalem. Nimmt man noch die hohe Bedeutung der Erscheinung des Auferstandenen an Paulus hinzu, so kann man mit vollem Rechte sagen, daß jede einzelne der 1. Kor. 15 aufgezählten Erscheinungen einen bedeutsamen Wendepunkt in der Urgeschichte der Christengemeinde bezeichnet.

Diese Erscheinungen waren der ersten Christengemeinde eine Bestätigung ihres Glaubens. War Jesus nicht im Tode geblieben, dann war er eben der Messias, dann wird auch die weitere Erwartung sich baldigst erfüllen, daß er allen sichtbar zum Gericht und zur Begründung seines Reiches erscheint. Die erste Gemeinde lebt ganz und gar im Gedanken an diese nahe Vollendung. Wie ihre Jünger in Jerusalem auftreten und zuerst nur in gebrochenen Lauten die große Erfahrung wiedergeben können, die sie gemacht haben, da deutet Petrus dieses stockende Reden in gebrochenen Lauten auf die Erfüllung einer Verheißung für die messianische Zeit: Der Geist Gottes ist über diese Jünger gekommen. Von Erwerbsarbeit ist in der ersten Gemeinde nicht die Rede: man lebt von dem, was alle zusammen besitzen; es wird ja nicht aufgezehrt sein, ehe der Messias kommt. Diese hohe Begeisterung ist sehr langsam, schrittweise zurückgegangen.

Heute muß die Bedeutung der Ostertatsache anders beschrieben werden, als sie von der ersten Christenheit gefaßt worden ist. Heute blickt die Christenheit von Ostern in die Vergangenheit. Sie feiert die Gottestat, durch welche die mit ihrem Herrn erstorbene Gemeinde mit ihrem Herrn zu neuem Leben erweckt worden ist; sie sieht zugleich in Ostern ein leuchtendes Zeichen der

Siegeskraft ihres Glaubens: er war an dem Kreuze und Grabe Christi auf die härteste Probe gestellt und hat sich dennoch behauptet. Aber daß die Jünger den Auferstandenen gesehen haben, beweist an sich nicht, daß dieser Jesus der künftige Richter und Herr der Welt ist. Wo dieser Glaube besteht, da muß er aus dem lebendigen Bilde der Wirksamkeit Jesu gewonnen sein. Auch die Jünger schöpften aus dem Bilde der Wirksamkeit Jesu die Überzeugung, daß Jesus der Messias sei. Die Ostertatsache hat auch in ihnen nur den vorhandenen Glauben neu angeregt und gekräftigt oder, wie bei Jakobus und Paulus, Hindernisse eines im übrigen schon vorbereiteten Glaubens beseitigt. Aber ein Unterschied zwischen der Betrachtung der Ostertatsache durch die Urgemeinde und durch die heutige Christenheit bleibt bestehen. Eine Bestätigung der Wahrheit des Christentums ist das Osterereignis nicht mehr; die Wahrheit des Christentums bedarf auch dieser Stütze durch geschichtliche Ereignisse nicht.

Jesus glaubt der Messias zu sein. Deshalb erwartet er seine Auferstehung aus dem Tode, seine Verherrlichung durch den Vater, seine Wiederkehr zu Gericht und Gottesreich. Das waren die Anschauungen, die er aus seinem Messiasglauben mit innerer Notwendigkeit ableiten mußte, sobald er die Notwendigkeit seines Todes ins Auge gefaßt hatte. Dagegen scheint sich Jesus um die volkstümlichen oder schriftgelehrten Anschauungen über Ursprung und Herkunft des Messias nur soweit Sorge gemacht zu haben, als sein Messiasanspruch dadurch gefährdet wurde. So bestreitet er, daß der Messias Davids Sohn ist, weil ja schon David von dem Messias als seinem Herrn rede und ein Wort Gottes an diesen seinen Herrn mitteile: also der Messias ist nicht ein Nachkomme Davids; schon zur Zeit Davids weilt er bei Gott. Jesus glaubt also an ein vorzeitliches Dasein des Messias. Aber er hat schwerlich diesem Geheimnis seiner Person länger nachgegrübelt. In dem Gotteswort, das er bei seiner Taufe über sich hörte, „du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen", fand er kaum eine Aussage über seine geheimnisvolle Herkunft von Gott. Großes war ihm freilich damit gesagt: Gott ist mit ihm und fordert von ihm kein Anderswerden, keine Umkehr. Aber ein Geheimnis seiner Geburt fand Jesus in diesen Worten nicht.

Von der Mutter Jesu ist im Markusevangelium zweimal die Rede; die Herrnworte des Zwölfapostels Matthäus haben

sie vielleicht gar nicht erwähnt, vielleicht nur so, daß Jesus eine Seligpreisung seiner Mutter abwehrte. Nach Markus kommt Jesu Mutter mit seinen Brüdern von Nazaret nach Kapernaum, um ihren, wie sie meint, aus dem rechten Geleise gekommenen Sohn in die Heimat zurückzuholen. Jesus weist sie aber ab; er hat seine wahren Verwandten um sich; das sind die, welche Gottes Willen tun. Diese Erzählung beweist in schlichtester Weise, daß Jesu Mutter die hohe Bestimmung ihres Sohnes in keiner Weise geahnt hat. Sie hat also nicht schon vor der Geburt das Wundersamste erlebt und gehört. In der anderen Erzählung des Markus ist die Rede von der Predigt Jesu in Nazaret; da erinnern sich die Hörer an das Handwerk Jesu, an seine Mutter Maria, an seine vier Brüder und seine Schwestern, um zu dem Schluß zu kommen, daß ein Mann so gewöhnlichen Gewerbes und so gewöhnlicher Herkunft doch kein Prophet sein könne. Von besonders geheimnisvollen Umständen seiner Geburt wissen sie also nichts.

Am letzten Tage seines öffentlichen Wirkens sprach Jesus auf dem Tempelplatz ausdrücklich über die Herkunft des Messias. Gewöhnlich sagt man, Jesus betone, daß der Messias nicht bloß ein Sohn Davids sei. Das braucht er nicht zu betonen; der Messias hat auch nach jüdischer Anschauung eine David weit überragende Stellung. Jesus hat vor seinem Volk und für sein Volk gesprochen. Das mußte ihn verstehen. Und das konnte die Worte nicht anders auffassen, als ob Jesus die Herkunft des Messias von David überhaupt bezweifeln wollte. Jesus beginnt „Wie sagen die Schriftgelehrten, daß der Messias Davids Sohn ist?“ und schließt „David selbst nennt ihn seinen Herrn, und woher ist er nun sein Sohn?“ Das konnte doch nur heißen: Der Messias stammt nach dem Zeugnisse der Schrift nicht von David her. Wenigstens wird die eine Schriftstelle (Ps. 110, 1) gegen die vielen andern ins Feld geführt. So kann aber Jesus nur reden, weil er an sich als an den Messias glaubt und doch von seiner Herkunft von David nichts weiß.

Aber diese Herkunft von David spielt auch in dem apostolischen Glaubensbekenntnis keine Rolle; um so schärfer wird darin betont, daß Jesus Christus „empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“. Eine Erzählung, die dieser Aussage des Bekenntnisses entspricht, liegt vor in den Geburtsgeschichten bei Matthäus und Lukas. Es ist eine Frage, die neuer-

dings erörtert worden ist, ob sie nicht auch hier erst nachträglich eingeschoben worden sei. Das ist möglich. Tatsächlich führen ja in denselben Evangelien die beiden Stammbäume Jesu nicht auf Maria, sondern auf Joseph, und Joseph soll doch gerade nicht als Vater Jesu betrachtet werden. Das muß um so mehr auffallen, als beide Stammbäume unter sich ganz verschieden sind trotz ihres gleichen Endzwecks, die Abstammung Jesu von David herzuleiten. Aber frühe genug ist sicher die Vorstellung in der Christenheit aufgekommen, daß Jesus als Sohn Gottes einen leiblichen irdischen Vater nicht habe. Dabei tritt ein gewisser Unterschied zwischen den Darstellungen bei Matthäus und bei Lukas hervor. Bei Matthäus ist es die Wundermacht Gottes, sein heiliger Geist, was dem Kinde Jesu in besonderer Weise das Leben verleiht. Bei Lukas ist schon die Verkündigung durch den Engel und dann die besondere Form, in welcher das Wunder bei dieser Verkündigung beschrieben wird, in der anschaulichen Weise sagenhafter Erzählung gegeben.

Es ist äußerst merkwürdig, daß gerade das Johannesevangelium Jesus ausdrücklich als den Sohn Josephs von Nazareth in Galiläa bezeichnet, und doch betont dieses Evangelium mehr als irgend ein anderes die göttliche Herkunft Jesu, sein Kommen von oben, sein Herabgestiegensein vom Himmel. Es lehnt nicht bloß die Abkunft von David und die Herkunft aus Bethlehem, sondern auch die Jungfrauengeburt ganz deutlich ab. „Wir kennen seinen Vater und seine Mutter; wie kann er sagen, ich bin vom Himmel herabgestiegen?"

Also Gott kann ja wohl ein solches Wunder wirken; die Geburt des Heilandes der Welt ist eine so einzigartige Sache, daß sie wohl in einzigartiger Weise sich vorbereiten konnte. Aber unsere ältesten Quellen wissen von diesem wundersamen Ereignis durchaus nichts; ebensowenig will das Johannesevangelium etwas davon wissen. Unser Matthäus- und Lukasevangelium erzählen es; aber in ihrer weiteren Geschichtsdarstellung nehmen sie auch auf diesen Anfang gar nicht mehr Bezug. Ihre Geburtsgeschichten sind aber widerspruchsvoll. Bei Matthäus leben Joseph und Maria in Bethlehem, bis sie aus Angst vor Herodes nach Ägypten fliehen und nach der Rückkehr von dort nach Nazareth übersiedeln. Bei Lukas lebt Maria als Braut Josephs in Nazareth, reist dann zu ihrer Verwandten Elisabeth ins Gebirge Juda, kehrt nach Nazareth zurück, macht dann mit ihrem Verlobten die Reise nach Bethlehem zur Schatzung; hier wird Jesus ge-

boren, und schon als Neugeborener wird er in den Tempel nach Jerusalem gebracht; dann reisen die Eltern mit ihm zurück nach Nazareth. Diese beiden Darstellungen lassen sich miteinander nicht vereinigen. Die des Lukas birgt auch in sich selbst einen schweren Widerspruch hinsichtlich der Zeitfolge. Jesu Geburt wird angekündigt zur Zeit Herodes des Großen, der 4 v. Chr. gestorben ist, und sie erfolgt zur Zeit der Schätzung des Quirinius, die im Jahre 6 oder 7 n. Chr. statthatte. Das sind keine Quellen, auf deren Zeugnis man ein solches Wunder glauben dürfte.

Es ist klar, in welchen Kreisen der Christenheit diese Erzählung zuerst aufgekommen ist. Gewiß nicht im Kreise des Judenchristentums. Zwar hatte bei der damaligen Mischung von Juden und Heiden viele heidnische Sage auch in jüdischen Kreisen Boden gewonnen; doch ist der Jude zu sehr vom Gedanken an Gottes übermenschliche Erhabenheit durchdrungen, als daß er vor dieser Gedankenbildung nicht zurückgeschreckt wäre. Aber das Christentum faßte sehr bald Fuß in den untersten Schichten der heidnischen Welt. Die hörten hier von dem Gottessohn, der seine Gemeinde um sich sammelt, um sie in ein Reich ewigen reinen Lebens einst einzuführen, und ihnen war es ebenso natürlich, die Entstehung dieses Gottessohnes nach der Art ihrer heidnischen Sagen vorzustellen, wenn auch in etwas gehobener, zarterer Form. Und erst hinterher dürfte sich dann die alttestamentliche Stelle gefunden haben, die man als Weissagung dieses Wunders deuten konnte. So kam die Vorstellung in unsere Evangelien, so in das Glaubensbekenntnis.

Immerhin hebt innerhalb des Bekenntnisses nur die Aussage „empfangen vom heiligen Geist" den Wert Jesu als einer heiligen, sittlichen Persönlichkeit hervor. Das Johannesevangelium läßt Jesus dem Nikodemus gegenüber von solchen reden, „die aus dem Geiste geboren sind". Nach dem Hebräerevangelium hat Jesus den heiligen Geist seine Mutter genannt. Eine Gegenüberstellung des Göttlichen und Menschlichen in Jesus findet sich schon im Römerbrief des Paulus. Da heißt „unser Herr Jesus Christus" gleich zu Anfang „dem Fleische nach geboren vom Samen Davids": Paulus fordert diese Herkunft für Jesus, weil Jesus der Messias ist; und dem steht nun gegenüber „nach dem heiligen Geist erwiesen als Sohn Gottes an Wert durch die Aufweckung von den Toten". Auch Paulus unterscheidet also schon in Jesus die Fleischesnatur und den heiligen Geist

als die Grundbestandteile seines Wesens. Nach dem Fleisch sei er Davids Sohn, nach dem Geiste sei er Gottes Sohn. Geschichtlich richtiger ist es, wenn ihn das apostolische Glaubensbekenntnis nach seiner menschlichen Seite nur als Sohn der Maria bezeichnet. Auch die Nennung der Mutter statt des Vaters Joseph erscheint gerechtfertigt, da offenbar nur sie die öffentliche Wirksamkeit Jesu noch erlebt hat.

Aber das Glaubensbekenntnis will allerdings mit seiner Betonung der wunderbaren Herkunft Christi etwas anderes aussagen. Es will den ursprünglichen Unterschied dieser Person von allen anderen menschlichen Personen hervorheben, und es findet diesen Unterschied nicht sowohl in einer eigenartigen Bildung des Charakters, der Gottes-, Welt- und Lebensanschauung, als vielmehr in der natürlichen Verwandtschaft Jesu mit einer nichtgeschöpflichen Form des Daseins. Nur wenn Jesus dieses höhere Wesen in sich hatte, schien er befähigt zu sein, einst als der Richter und Herr der Welt aufzutreten. Das ist ein Urteil, wie es die alte Christenheit mit den Mitteln ihrer Gedankenbildung und in der vollen Überzeugung vom hohen Werte Christi gewonnen hat. Es ist dieselbe Anschauungsweise, wie wenn sie ihr neues Leben, den ihr geschenkten Gottesgeist, nicht als gottgewollte Umgestaltung ihrer Denk- und Willensrichtung auffaßt, sondern als eine geheimnisvolle Vermehrung des das Personleben des Menschen gestaltenden Stoffes, als einen Stoff allerdings himmlischer Art, der zu den irdischen Stoffen hinzukommt. So kann Paulus wünschen, daß der Geist samt Seele und Leib am Tage des Gerichtes bewahrt werde.

Das ist die Vorstellungsweise der alten Welt, die wir uns noch klar machen, die wir auch unter Umständen künstlich in besonderen Gedankengängen noch festhalten mögen. Wir legen sie unwillkürlich beiseite, sobald wir die Sprache des täglichen Lebens reden. Der Wert einer Person drückt sich uns nicht aus in ihrer stofflichen Zusammensetzung, sondern in der Besonderheit ihrer Geistesart. Auch das Göttliche in der Person Jesu können wir nicht mehr verstehen als etwas, das neben seiner menschlichen Natur als etwas Besonderes, Zweites vorhanden wäre. Das Göttliche in der Person Jesu tritt uns entgegen in der Art, wie er uns in seinem Verkehr und in seiner öffentlichen Wirksamkeit den heiligen Liebeswillen Gottes offenbart hat.

IX.

Erlöser, Versöhner, Messias.

Das Evangelium Jesu erzählt von einem kommenden Gottesreich. „Dein Reich komme!“ so lehrt Jesu seine Jünger beten. Die bisherige Menschheitsgeschichte ist für Jesus im wesentlichen abgeschlossen. Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes nahe herbeigekommen. Noch die lebende Generation wird es schauen. Jesus kann sogar sagen, daß sich um ihn her die Zeichen des Messias erfüllen. In seinem Kreise genießt man schon jetzt etwas von der Herrlichkeit der Zukunft; in seinem Worte geht einem etwas auf von der Seligkeit, welche die Welt weder geben, noch nehmen kann, die also zum Gottesreiche gehört. Daran bewährt es sich für Jesus selbst, daß er der Messias ist. Aber auch so blickt selbst er nur vertrauensvoll nach der Zukunft.

Und nach der Zukunft blickt noch seine erste Gemeinde. Nur ist ihr das Kommen des Gottesreiches ganz verständlicherweise das Zweite. Das Kommen des Herrn selbst, die selige Wiedervereinigung mit ihm ist gewissermaßen der Brennpunkt aller ihrer Hoffnungen auf das Gottesreich. „Unser Herr kommt“ ist einer der Urlaute christlicher Frömmigkeit, denen Paulus auch noch im griechischen Sprachgebiete ihr semitisches, aramäisches Kleid gelassen hat: maranatha. „Der Herr ist nahe“ heißt es noch in seinem letzten Brief, dem Brief nach Philippi. Noch des Paulus ganzes Denken ist von der Vorstellung beherrscht, daß die Gestalt dieser Welt vergeht. Darum sind alle irdischen Leiden verschwindend klein gegenüber der ewigen Herrlichkeit, die offenbar werden soll. Und das ganze innere Reifen seiner eigenen, in steter strenger Selbstzucht sich weiterbildenden Persönlichkeit erscheint Paulus als die schrittweise sich vollziehende Verklärung zu der Klarheit, die dem Vollendeten im Himmelreich zuteil werden soll.

Über die Urgemeinde vor und neben Paulus haben wir nur ganz dürftige Nachrichten, auf welche wir uns verlassen können. Aber diese Gemeinde wartete auf das Kommen des Herrn: nur so erklärt sich ihre Gütergemeinschaft, die nicht davor zurückschreckt, das Vorhandene ruhig aufzuzehren, ohne Neues zu erwerben. In den Erscheinungen des Auferstandenen, in der merkwürdigen Zungenrede sah man die Bürgschaft dafür, daß das Gottesreich unmittelbar nahe sei. Gerade dieser Glaube ist es, der sicher die Urgemeinde und die Gemeinde des Paulus miteinander verbindet.

Aber nun tritt nach dem Tode Jesu wohl schon in der Urgemeinde viel stärker als zu seinen Lebzeiten das Bewußtsein hervor, daß man infolge der Wirksamkeit Jesu bereits jetzt ein hohes Heilsgut besitze, welches die von Jesus nicht berührte Welt entbehren muß. Vielleicht sind wir versucht, dabei an den besonderen Inhalt der Predigt Jesu zu denken als an einen Schatz, den er den Seinigen hinterließ, als an das anvertraute Gut, das sie bis zu seiner Wiederkehr treulich verwalten sollten. Aber so hoch man auch die Worte des Herrn hielt und so sehr man ihrer sich freute, das wichtigste Heilsgut, das Jesus den Seinigen schon gegeben hatte, waren sie nicht. Dieses Gut bestand vielmehr in der Gewißheit, die Gemeinde des Messias zu sein. Damit war man schon jetzt über alle Angst vor dem kommenden Gericht hinaus. Man freute sich des Wortes Jesu: „wer sich zu mir bekennt vor den Menschen, zu dem wird sich der Menschensohn bekennen vor den Engeln Gottes". Als die Gemeinde des Messias gehörte man in der diesseitigen Welt schon der künftigen Welt an. Man war schon, weil man zum Messias gehörte, gerettet; man war aus dem Zweifel über sein Heil und aus der Angst vor dem Gerichte Gottes erlöst. So blickte man dankbar in die Vergangenheit zurück, wie man hoffnungsfreudig ausschaute nach der Zukunft.

Genau dasselbe hatte einst Jesus für sich erfahren, als ihm der Glaube gegeben wurde, er sei Gottes lieber Sohn und Gottes Wohlgefallen ruhe auf ihm. Das drückte auf Jesu ganze spätere Wirksamkeit das Siegel weltüberwindender Freude und Festigkeit. Nichts kann ihm schaden; alles führt ihn nur näher der Herrlichkeit, die dem Gotteskinde zusteht. Darum sehen wir überall Mut zum Kampf, Mut zum Leiden und zugleich doch eine lichte Freude und ein liebevolles Versenken in die mancherlei Vorkomm-

nisse des kleinen Erdenlebens und in die Vorgänge der Naturwelt. Er blieb immer groß, weil er aus allem lernte und lehrte, aber durch nichts aus seiner sonnigen Klarheit, aus seiner siegesgewissen Haltung gebracht wurde. Das ist die bleibende tiefste Art seines Wesens; damit verträgt sich recht wohl das Aufflammen seines Grimmes gegenüber den Verführern seines Volkes, ein tiefer Schmerz über die Lähmung seiner Wirksamkeit, zuletzt auch ein gewaltiges Ringen mit dem Tode. Bei all dem handelt es sich um Verteidigung des innerlichsten Besitzes, um das Festhalten an der eigenen persönlichen Glaubenszuversicht. — Aber Jesus wollte diese Gewißheit nicht für sich allein haben: er gab sie denen, denen er die Sündenvergebung, denen er das Gottesreich zusicherte. Die Stimmung von Hochzeitsgästen, die auf den Bräutigam warten, sollte in seinem Kreise herrschen. Wer nichts als Leid gesehen hat, darf auf eine Tröstung bei Gott hoffen; wer Tag und Nacht sehnsüchtig nach dem Reich Gottes ausschaut und um den heiligen Geist bittet, dessen Gebet wird Gott schließlich erhören. Aber eine sichere Stütze fand erst die Glaubenszuversicht der Jünger, als sie in Jesus den Messias erkannt hatten. Jetzt gibt Jesus seinem Simon den Namen Petrus; jetzt war der Felsengrund für das neue Haus gefunden. Die Gemeinde des Messias ist der Gnade Gottes und damit ihres ewigen Heiles gewiß. Jesus ist ihr nicht bloß der Bringer neuer Lebensziele, nicht bloß der Stifter einer die Schranken des Judentums überschreitenden Religion; als der Messias oder Christus ist Jesus zugleich ihr Erlöser und Versöhner; jetzt gehört sie zu Gott und Gott zu ihr, keine Schuld und keine Not kann sie von Gott losreißen, solange sie treu zu ihrem Messias hält.

„In Christus sein", d. h. „beim Messias sein", „zum Messias gehören": das ist das Losungswort der ersten Christenheit gewesen. Je inniger man sich an den Messias anschloß, desto sicherer hatte man die Gewißheit einer seligen Zukunft. Die erste Gemeinde breitet durch ihre Predigt dieses Heil aus; sie bewahrt es durch eifrige Pflege der Erinnerung an Jesu Wort und durch möglichst treue Erfüllung seines Willens. Äußere Merkmale der Gemeinschaft sind die Einführung in die Gemeinde durch das Reinigungsbad der Taufe und die Teilnahme an dem gemeinschaftlichen Mahl mit dem Kennzeichen des Brotbrechens. Als Merkmale der Messiasgemeinde gewinnen dann diese Handlungen die besondere Bedeutung, dem einzelnen die Gewißheit des Heils

zuzusichern oder zu erhalten. Auch sie helfen dazu, daß sich die Christenheit als eine Gemeinde von Erlösten und Versöhnten betrachtet.

Ursprünglich haftet also die Gewißheit der Erlösung an der einfachen Tatsache der Zugehörigkeit zu Gottes Reich oder zum Messias. Es ist sicher, daß die Jüngergemeinde auf dem Wege von Cäsarea Philippi nach Jerusalem, also nach dem Messiasbekenntnis des Petrus, die volle Gewißheit hatte, in das Reich Gottes zu gehören, also nicht mit der sündigen Welt unterzugehen. Sie hatte die Gewißheit erlöst zu sein. Und Jesus wollte, daß sie diese Gewißheit habe. Trotzdem erklärte er mit gutem Grund, daß erst sein Tod ihr den Weg zum Reiche Gottes öffne. Sein Tod ist für ihn selbst die gottgewiesene Straße zur Messiasherrlichkeit. So können auch sie erst zum Reiche des Messias kommen, wenn der Messias zuvor gestorben ist. Im Reich des Messias stirbt aber niemand mehr: wenn er gestorben ist, brauchen viele nicht mehr zu sterben. Er gibt sein Leben als ein Lösegeld für viele. Das verstand die erste Christengemeinde so wörtlich, daß sie sich nur mit größter Mühe wieder an den Gedanken gewöhnte, daß auch ihre Mitglieder noch sterben konnten. Durch den Tod des Messias glaubte man sich vom Tode erlöst.

Aber Jesus schreibt seinem Tode den Wert eines Erlösungswerkes zu, nicht bloß wenn er sagt, daß er gekommen sei, um zu dienen und sein Leben als ein Lösegeld für viele dahinzugeben. Er redet ähnlich beim letzten Mahl. Da gießt er den letzten Becher aus und ruft: „das ist mein Bundesblut, das für viele vergossen wird". Jeder Bund, jeder Vertrag wurde in der alten Welt durch Opfer geweiht. Für die Zeit des Messias ist aber ein neuer Bund Gottes mit seinem Volke von den Propheten geweissagt. Das Ausgießen des letzten Bechers bedeutet für Jesus den bewußten Abschluß mit dem Erdenleben; in diesem Weine sieht er sein Blut dahinströmen. Aber es wird nicht nutzlos vergossen werden. Sein Tod ist das Opfer, das den neuen Bund einweiht. So wird sein Blut für viele vergossen, für alle, die an dem Reiche Gottes teil haben. Auch um des Todes ihres Messias willen dürfen sie der Gnade ihres Gottes gewiß sein.

Auch Paulus hat die Erlösung ganz wesentlich in der Zugehörigkeit zum Messias gesehen; im Messias erfunden werden, das ist die Hauptsache, auf die es ankommt; wer zum Messias gehört, für den ist das Alte vergangen; er gehört schon der neuen,

ewigen Welt an. Aber dabei hat Paulus noch mehr als Jesus im Kreuzestod des Messias das eigentliche Geheimnis der Erlösung gesehen. Das Wort vom Kreuz ist ihm die Zusammenfassung seines ganzen Evangeliums. Das hängt mit seiner besonderen Lebensführung zusammen, ist aber für die ganze Folgezeit von hervorragender Wichtigkeit geworden. Paulus war vor seiner Bekehrung von dem furchtbaren Gedanken geängstigt, er müsse von Gott verworfen und verflucht sein, freilich nicht er allein, sondern er zusammen mit allen anderen ohne jede Ausnahme. Er teilt den Gedanken Jesu, daß außer Gott niemand gut ist; er drückt ihn aus in dem Wort: „vor Gott ist kein Fleisch gerecht". Aber die Stimmung des Paulus ist dabei viel eher ähnlich der Stimmung des Täufers, der betend und büßend in die Wüste floh und die Schrecken des nahen Gerichtstages denen vor Augen hielt, die zu ihm herauskamen, als der trotz alledem zuversichtlichen und hoffnungsfreudigen Stimmung Jesu. Jesus hat gewiß niemals in der Welt nur eine Gemeinschaft von Verworfenen gesehen; er wußte immer, daß Gottes Güte sich keine Grenze ziehen läßt durch die Sünde der Menschen, wie die Sonne ihre Strahlen auch in das Haus des Gottlosen sendet und wie der Regen, der vom Himmel herabquillt, auch die Felder der bösen Menschen befruchtet. Das wagte Paulus nicht zu denken. Er war zu enge an das heilige Buch gebunden, das seinen Fluch ausspricht über jeden, der nicht alle seine Forderungen erfüllt. Aber keiner hält das Gesetz: so sind alle verflucht. Da sieht Paulus, was ihm bisher undenkbar erschienen ist: er sieht Jesus in der Herrlichkeit des Messias, und dieser Jesus hat offen gegen das heilige Gesetz gelehrt, ist gekreuzigt wegen Gotteslästerung, und auch seine Gemeinde hält die heiligen Überlieferungen nicht ein. Wie das in Paulus vorbereitet war, muß hier außer Betracht bleiben. Zweifeln kann er jetzt nicht mehr, daß Jesus der Messias ist, und damit bricht sein ganzes früheres Denken zusammen. Am Kreuz des Messias erkennt Paulus, daß der Fluch des alten Gesetzes nicht mehr gilt, vor dem er um seiner und um aller willen bangte und sich ängstigte. Spricht doch dieses Gesetz ausdrücklich einen Fluch über jeden Gehängten aus. Der gekreuzigte Jesus war verflucht; aber Gott hat ihn trotz dieses Fluchtodes durch die Auferstehung als den künftigen Messias dargetan. Jetzt braucht sich niemand vor dem Fluch des Gesetzes mehr zu fürchten. Da erfährt Paulus noch in viel

kräftigerer Weise als irgend jemand vorher, daß der Messias Jesus ein Erlöser ist. „Christus hat uns erlöst vom Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns."

Und nun ist es doch auch nach des Paulus späterem christlichen Urteil vielfach wirkliche Sünde gewesen, um deren willen er sich nach dem Spruch des Gesetzes für einen Verfluchten halten mußte. Ja, noch immer bekämpfen sich in ihm Gutes und Böses. „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht." Und trotzdem ist ihm der Auferstandene erschienen, um ihn in seine Messiasgemeinde aufzunehmen und um ihn als seinen Boten an die Heiden zu schicken, die draußen in der Welt ohne Gesetz in der Sünde leben. Da erkennt Paulus: Gott hat nicht bloß durch den Kreuzestod seines Sohnes das Gesetz aufgehoben; Gott hat mehr getan. Das Kreuz des Messias glänzt hinaus in die Welt als ein Zeichen von Gottes Gnade und Versöhnung. Was den Juden der große Versöhnungstag alljährlich bringen sollte, das hat Gott hier einmal am Ende des Weltlaufs unmittelbar vor dem Gerichtstag und unmittelbar vor dem Anbruch des Gottesreiches der Welt dargeboten: eine große Vergebung auf Grund eines großen Opfers. Das muß man nur wissen, daran muß man nur glauben, um von Gott am Tage des Gerichtes los- und freigesprochen zu werden und um teilhaftig zu werden der herrlichen Verklärung in dem ewigen Reiche, da aller Kampf und alle Sünde überwunden sein werden. Das Kreuz Christi ist für Paulus das große Zeichen der Erlösung.

Erst von da aus blickt Paulus zurück auf das Leben Jesu, und er findet in diesem Leben voll Niedrigkeit und Entbehrung ein Vorspiel zum Kreuzestod des Messias. Schon daß der Messias als Mensch unter Menschen weilte, ist dem Paulus ein Zeichen freiwilliger Selbsterniedrigung. Die Gestalt des Messias war jedem frommen Juden wohl bekannt, zumal einem jüdischen Schriftgelehrten, wie Paulus es war. Der Messias ist der himmlische Mensch, dessen Bild die Gemeinde des Gottesreiches einst tragen soll; er ist das Bild Gottes, nach welchem der Mann geschaffen wurde; er war vor seinem Erdenleben reich; er trug das Bild, die Gestalt Gottes an sich; durch den Messias hat Gott die Welt geschaffen. Um so größer erscheint dem Paulus die Gehorsamstat des Messias, daß er nach dem Willen des Vaters aus dem Samen Davids und von einem Weibe geboren

selbst das zur sündigen Welt gehörige Fleisch an sich hatte und in seiner Knechtsgestalt sogar das Kreuz auf sich nahm. So tritt für Paulus an die Stelle der wirklichen Geschichte Jesu mit ihren mancherlei großen und kleinen Kämpfen fast von selbst ein ganz anderes Bild, das Bild des Gottessohnes, der einst bei der Weltschöpfung tätig war, der seitdem in göttlicher Gestalt als der himmlische Mensch bei Gott weilte, jetzt aber, da seine Zeit gekommen war, dem Vater gehorsam sich in die Erden- und Menschenwelt herabließ, um durch seinen Tod das große Versöhnungsopfer zu bringen, das Gott angenommen hat. Denn Gott hat ihn aus dem Tode erweckt und wird ihn demnächst seiner um sein Kreuz sich sammelnden Gemeinde als den verheißenen Messias kundtun. Paulus kennt auch die Besonderheit der Predigt Jesu, was diesen Propheten von anderen Propheten unterschieden hat. Aber das weiß er seinen Gemeinden nur mit der Forderung nahezulegen, daß sie der Erlösung sich wert erzeigen müssen, die an ihnen geschehen ist.

Und seitdem ist in der Predigt und Glaubenslehre der Kirche immer an dieses Bild Christi angeknüpft worden, wie es von Paulus zuerst gezeichnet worden ist. Das Johannesevangelium gibt das Leben Jesu nach diesem Bilde. Da tritt der Gottessohn in die Welt; er kommt nach dem Täufer und ist doch längst vor dem Täufer gewesen. Die Juden staunen, daß er Abraham gesehen habe. Er kann sagen: „ehe denn Abraham war, bin ich". Er hatte Herrlichkeit beim Vater, ehe der Welt Grund gelegt war. Und nun ist er gekommen, blinde Augen zu öffnen und das Licht der Welt zu sein. Er verkündet die himmlischen Dinge, die er gesehen hat, und offenbart seine Herrlichkeit. Aber nur Gotteskinder, die Gott erwählt hat und die deshalb dem Guten zugewandt sind, hören seine Stimme. Es muß einer von oben geboren sein, wenn er in das Reich Gottes kommen soll. Des Welterlösers Aufgabe ist, die ihm bestimmte Gemeinde allerorten zu sammeln und an sich zu ziehen. Er ist für sie Auferstehung und Leben; er ist der Weg und die Wahrheit; er ist der gute Hirte, der wahre Weinstock, aus dem die Rebe allein Kraft schöpft; er ist das Himmelsbrot, das Unsterblichkeit gibt: das alles, weil in der sicheren Zugehörigkeit zu ihm die Gewißheit einer seligen Zukunft gegeben ist. In immer neuen, eigentlichen und bildlichen Ausdrücken schildert das Johannesevangelium die Seligkeit dessen, der zur Gemeinde des Messias gehört. Er

hat aus der Quelle getrunken, die keinen Durst mehr aufkommen läßt, und von ihm selbst gehen mächtige Ströme des Lebens aus. In ihm haben Vater und Sohn Wohnung genommen. Die sühnende Bedeutung des Todes Christi — „siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt" — wird wohl erwähnt, ebenso die durch die Apostel und ihre Nachfolger gespendete Gabe der Sündenvergebung. Aber dem Johannesevangelisten treten diese Gedanken zurück. Auch das Kreuz Christi ist ihm ein Mittel, die Gemeinde der Gotteskinder zu sammeln. Das Weizenkorn muß sterben, wenn es viele Frucht bringen soll. Jesus muß auch die Herde aus anderm Stall herzuführen. Er stirbt nicht allein für das Volk Gottes, sondern um die allwärts zerstreuten Gotteskinder in eins zu sammmeln. Und wie er sie liebt und sein Leben für sie hingibt, so sollen sie sich untereinander lieben.

Schon im Johannesevangelium tritt der Tod Christi wieder zurück gegenüber dem Gedanken der Zugehörigkeit zu ihm und damit der Gewißheit eines ewigen Lebens. Dieses ewige Leben hat aber die besonderen Züge des künftigen Gottesreiches verloren. Es ist eine selige Vereinigung mit dem Messias beim Vater; da wird alles Wünschen und Fragen aufhören. Aber die anschaulichen, manchmal seltsamen Züge, in denen der Jude das Bild des Gottesreiches zu entwerfen pflegte, fehlen durchaus. Vom künftigen Gerichte des Messias ist ja die Rede; er wird dazu die Toten aus den Gräbern erwecken; aber nicht diese Bilder beschäftigen die Phantasie des Johannesevangelisten. Er lebt ganz in der Gegenwart und genießt das Heil, das der Erlöser mit der Zusicherung einer ewigen Seligkeit gebracht hat. Es ist nicht seine Art, das Künftige farbenreich auszumalen.

Damit war nun für die griechische Kirche der alten Zeit die Form ihres Glaubens gegeben. Der Sieger im ersten Konzil von Nicäa, der Bischof von Alexandria, Athanasius, hat ein Buch über die „Menschwerdung des Gotteswortes" hinterlassen. Hier zeigt er, daß die menschliche Natur von sich aus niemals imstande wäre, zu ewigem Leben zu kommen. Denn ewiges Leben kann, wo es ist, nur vom Ewigen stammen. Also muß in die Menschennatur, die an sich schwach und vergänglich ist, ein starkes Wesen hereingeboren werden. Ewiges Wesen aber gibt es nur in der Gottheit. Nur ein Gottessohn, der an dem Wesen der Gottheit teilnimmt, kann das ewige Leben auf diese Erdenwelt herabbringen. — So finden sich ja diese Gedanken des Athanasius über

den Erlöser nicht im Neuen Testament. Aber an Gedanken des Neuen Testamentes konnten diese Gedanken sehr leicht anknüpfen. Schon bei Paulus ist doch gesagt, daß der Messias an der Weltschöpfung teilnahm, schon bei Johannes findet sich der Glaube ausgesprochen, daß der Messias an der Herrlichkeit Gottes teilhatte, ehe der Welt Grund gelegt war. Und daß Christus in die Welt gekommen ist, um den Menschen die Gewißheit eines seligen, ewigen Lebens zu bringen, das ist schon im Johannesevangelium so scharf und deutlich gesagt, daß auch Athanasius kaum etwas darüber hinaus zu sagen hatte.

Der jüdische Glaube an Gottesreich und Messias ist bei Athanasius völlig beseitigt; etwas Fremdartiges ist an seine Stelle getreten. Wie ein großer Naturvorgang soll die Erlösung verstanden werden. Wie ein neues Element tritt das Ewige in die Welt vergänglicher Stoffe, um ihr den Charakter der Vergänglichkeit zu nehmen und sie durch sich zur göttlichen ewigen Art zu erheben. Da scheint alles Hohe, Geistige, der plumpen Macht des Stoffes untergeordnet. Wie durch Impfung werden der vergänglichen Welt durch die Geburt des ewigen Gottessohnes neue Kräfte gegeben und wie durch körperliche Übertragung pflanzt sich dieses neue Leben von dem einen auf viele fort. Denn das geheimnisvolle Mittel dazu besitzt die Kirche in den wundersam wirkenden Sakramenten.

Aber auch diese Meinung von einer geradezu stofflichen Übertragung des religiösen Heils stammt aus den ältesten Zeiten der Christenheit. Schon Paulus erwähnt, daß sich Christen in Korinth für ihre Toten taufen lassen; durch diese äußerliche Handlung hoffen sie ihren Toten die Zugehörigkeit zum Messias zu verschaffen; ohne diese Handlung wäre die Zugehörigkeit zum Messias nicht vorhanden. Bei Johannes vollzieht Jesus selber am Abend vor seinem Tode an seinen Jüngern die heilige Waschung; und wie sich Petrus weigert, da sagt ihm Jesus: „wenn ich dich nicht wasche, so hast du kein Teil an mir". Vielleicht noch geheimnisvoller ist das heilige Mahl. Schon Paulus erklärt, daß man durch den Genuß dieses Kelches und Brotes in eine besondere Gemeinschaft mit Leib und Blut des Messias trete, so daß man nun in besonderer Weise zu ihm gehört; eben darum muß man sich auf das vorsichtigste hüten vor einem unwürdigen Genuß dieses heiligen Mahles. Noch deutlicher drückt sich auch hier das Johannesevangelium aus: „wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut,

hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tag". Da kann es uns nicht wundern, wenn schon im zweiten Jahrhundert das Abendmahl als ein Heilmittel zur Unsterblichkeit bezeichnet wird. Die stoffliche Auffassung des Heiles ist schon da vorhanden.

Die Lehre des Athanasius wurde 325 zu Nicäa als die richtige Auffassung des Glaubens anerkannt. Die späteren großen Konzilien der alten Kirche haben das hier verkündigte Wunder noch näher bestimmt. Die fromme Andacht möchte die Tiefen der Gottheit ergründen und denkt darüber nach, wie die eine Gottheit in den drei göttlichen Personen wirksam ist: im Vater, von dem alles Heil herstammt; im Sohn, dessen Geburt der vergänglichen Welt das ewige Wesen gebracht hat, und im heiligen Geist, der dieses ewige Wesen von Christus her an die Einzelnen übermittelt. Und weiter kann sich diese Frömmigkeit nicht genug tun, auch das andere große Wunder staunend anzuschauen, daß in dem einen Erlöser Jesus Christus zwei sich doch offenbar ausschließende Naturen miteinander verknüpft waren, die menschliche, die hungern und dürsten und irren und sterben kann, und die göttliche, die allmächtig und allwissend und ewig ist. Vor solch tiefsinniger Weisheit trat die schlichte Einfachheit der Evangelien ganz in den Hintergrund. In der griechischen Kirche küßt man bei jeder Gelegenheit das Evangelienbuch; aber es ist das Buch, in dem die Geheimnisse Gottes enthalten sind; das soll man nicht durch gemeines Verständnis entwerten. Aber so denken auch in den evangelischen Konfessionen noch sehr viele.

Und überall in der Kirche betet man doch das Vaterunser; überall werden die evangelischen Erzählungen irgendwie eingeprägt; überall werden im Gottesdienst Abschnitte aus den Evangelien vorgelesen. Das heilige Buch ist doch da, und es hat ihm niemals irgendwo in der Kirche ganz an aufmerksamen Lesern gefehlt. So hat sich auch die Anschauung von der Person Christi in der Kirche des Mittelalters verändert. Die lateinische Kirche hat namentlich durch ihren größten Lehrer, durch Augustin, ein höheres Wirkungsziel sich gesteckt, als die griechische Kirche es kennt. Die griechische Kirche betrachtet sich als die von Gott mit Wunderkräften ausgestattete Heilsanstalt, in der jedem das ewige Leben vermittelt werden soll. Die lateinische Kirche weiß, daß sie die große Erziehungsanstalt der Völker ist, die von einer Hand geleitet und von göttlichen Wunderkräften getragen den

Einzelnen zur Vollkommenheit führen soll. Nur dem Reinen wird auch seliges, ewiges Leben zuteil werden.

So genügte der lateinischen Kirche auch nicht mehr der Glaube an den ewigen Gottessohn, dessen Geburt schon der Welt ewiges Leben gebracht hat. Das Streben nach Heiligung, das die Aufgabe jedes ernsten Christen sein sollte, mußte auch im Lebensbild des Erlösers eine Rolle spielen. Das wurde, allerdings erst im elften und dreizehnten Jahrhundert, in doppelter Weise erreicht. Das Kreuz Christi kommt wieder zu neuer Geltung, und das arme Leben des Erlösers wird ein Gegenstand frommer Betrachtung und Nacheiferung.

Der gelehrte Erzbischof Anselm von Canterbury schrieb um die Zeit des ersten Kreuzzuges eine Schrift über die Frage: „Warum Gott Mensch wurde". Die Antwort des Athanasius, daß nur ein ewiges Wesen den Menschen ewiges Leben bringen könne, liegt ihm ferne. Es ist die Sünde der Menschen, was die Menschwerdung Gottes nötig gemacht hat. Denn Gott hat die Menschen frei geschaffen, damit sie gleich ihm aus freien Stücken vollkommen seien. Aber so haben sie gesündigt und seine Absicht, eine Welt vollkommener Geister zu gründen, vereitelt. Gottes Absicht muß aber erfüllt werden. Doch kann er für die sündigen Menschen nichts tun, solange *seine* Hoheit durch ihre Sünde mißachtet und beleidigt ist. Für diese Beleidigung muß ihm eine Genugtuung zuteil werden, ehe er weiter mit ihnen handeln kann. Aber die durch die Sünde schwach und sterblich gewordenen Menschen sind ja nicht imstande, dem Gott genugzutun, den sie beleidigt haben. Das kann nur Gott selbst. Aber er muß es als Mensch tun, weil er ja die Sünde der Menschen gutmachen soll. So ist der Gottessohn Mensch geworden und hat in seinem Tod, den er ja nicht verschuldet hat, eine überreiche Genugtuung geleistet, durch die er die Sünden Vieler zu bedecken vermag. Das Kreuz Christi wird wieder ähnlich wie bei Paulus das eigentliche Zeichen der Erlösung. In den Klöstern wird diese Frömmigkeit gepflegt. Die ganze Innigkeit eines Bernhard von Clairvaux spiegelt sich in seinen Liedern von dem Leiden, das der Sohn Gottes um der Seinigen willen getragen hat.

Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts hörte der junge Franz Bernadone in der Portiunculakirche zu Assisi das Evangelium von dem reichen Jüngling, zu dem Christus sprach: „Wenn du willst vollkommen sein, so verkaufe was du hast und gib's den

Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und dann komm und folge mir nach.“ Und Franz von Assisi verschenkte, was er hatte, und folgte dem armen Leben seines Herrn nach. Seine Jünger schickte er aus in die Welt, das Evangelium von der Armut zu verkünden. Selig ist, wer verzichten kann. Um der Frau Armut zu dienen, hat Christus die Herrlichkeit beim Vater verlassen; um der Frau Armut zu dienen, hat er sein Leben in Niedrigkeit und Entsagung zugebracht. Und als alle Welt ihn am heiligen Kreuze verließ, da hat ihn Frau Armut in die Arme gefaßt und in die himmlische Heimat emporgetragen. Es ist hier das erstemal, daß das wirkliche Leben Jesu einheitlich erfaßt und zum Gegenstand des Glaubens gemacht wurde. Und diese Predigt von der Nachfolge Christi ist nicht mehr verstummt. Die Bettelorden sind ja die großen Predigerorden; in immer neuen erbaulichen Weisen wird das Leben Jesu dem Volke erzählt. Aber daneben steht auch immer die Predigt von dem Versöhnungstod Jesu am Kreuz, und häufig genug fließt eins in das andere über.

Die Reformation brachte eine neue Auffassung des Christentums. Die Gnade Gottes, die sichere Gemeinschaft mit Gott ist ihr nicht das Ziel, sondern der feste Grund alles Christenlebens. An Stelle der Erziehung, die zum Empfang des Heils vorbereitet, tritt die freie Charakterbildung, die von der ruhigen Gewißheit der Gnade Gottes getragen ist. Der Glaube an die durch Christus gebrachte Versöhnung, wie er namentlich seit Anselm in mancherlei Formen ausgesprochen wurde, steht jetzt im Mittelpunkt des ganzen Denkens. Damit gewinnt die Reformation den Gedanken der Urchristenheit wieder, daß die Gemeinde des Messias volle Sicherheit ihres Heiles hat. In der lateinischen Kirche war dieser Gedanke über der Erziehungsarbeit zurückgedrängt worden. Aber die Reformatoren wissen, daß kein freudig freies Christenleben mit reicher allseitiger Betätigung im Dienst der Menschen zustande kommt, solange dem Herzen um die eigne Seligkeit bangt und es darum zittert. „Wie Christus uns umsonst geholfen hat,“ sagt Luther in seiner Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, „so sollen auch wir unseren Mitmenschen umsonst helfen.“ Eine wesentlich neue Auffassung der Person Jesu brachte die Reformation zunächst nicht. Aber sie stellte Christus wieder in den Mittelpunkt des Glaubens; durch ihn hat man die Gnade Gottes; er allein ist der völlig genügende Bürge des Heils; daß er dieser Ehre beraubt wird, das ist der Frevel,

dessen die Gegner der Reformation beschuldigt werden. Noch Klopstock hat in seinem Messias die Erlösung und Versöhnung durch den freiwilligen unschuldigen Tod des Gottmenschen besungen, und er hat dafür in der ganzen christlichen Welt Ruhm und Anerkennung gefunden.

Da beginnt mit Lessings Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente 1774 die große Bewegung, die seitdem immer mehr darauf abzielt, die Person Jesu als eine ihrer Zeit und ihrem Volk angehörige geschichtliche Größe zu begreifen. Es hängt das zweifellos mit dem großen allgemeinen Aufschwung des geistigen Lebens zusammen, der im 18. Jahrhundert überall beobachtet werden kann. Aber daß man den Mut hat, auch die Person des Erlösers mit dem ruhigen Auge des Geschichtsforschers zu betrachten, erklärt sich erst völlig aus der Tatsache, daß man die feste Heilsgewißheit, das wertvolle Erbe der Reformation, sich nun ganz sicher angeeignet hat. Die Heilsgewißheit ist kein Problem mehr; sie ist ein fester Bestandteil des Volksbewußtseins geworden. Auf diesem Grunde hat sich das neue Leben und Denken entwickelt, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Menschheit so mächtig gefördert hat. Der erste, welcher auf diesen neuen Grundlagen mit durchschlagendem Erfolge ein eigenartiges Christusbild entworfen hat, war der große Berliner Theologe, Schleiermacher.

Schleiermacher hat selbst über die Entstehung unserer Evangelien nachgedacht und noch heute beachtenswerte Anschauungen darüber geäußert. Trotzdem hat auch er seine Auffassung der Person Jesu noch nicht durch geschichtliche Arbeit gewonnen, sondern durch eine bestimmte Anschauung von der Aufgabe der Religion. Mitten im Endlichen eins sein mit dem Unendlichen, das ist ihm das Wesen der Frömmigkeit. Und Schleiermacher glaubt nun sagen zu dürfen, daß dieses Gotteskindschaftsbewußtsein, dieses Gefühl der Einheit mit dem Unendlichen, in Jesus immer ungetrübt gewesen sei. Und in seiner Gemeinde lebt dieses Bild ihres Erlösers weiter und wirkt durch das Wort der Predigt und die Sakramente auf die einzelnen Glieder der Gemeinde versöhnend ein, indem es auch sie zur Einheit mit dem Unendlichen erhebt und ihnen dadurch die Furcht vor der Welt benimmt.

Das ist nun freilich eine ganz andere Auffassung der Person und des Werkes Christi, als sie irgendwo in der alten Kirche

jemals vorhanden war. Das Besondere dieser Auffassung liegt darin, daß die Eigenart Jesu und damit auch der eigentümliche Wert seines Werkes nicht in einer natürlichen Verschiedenheit seiner Person von allen anderen Wesen gefunden wird, sondern in der einzigartigen Richtung seines Gemüts- und Geisteslebens. In ihm ist die ganze Seligkeit eines gotterfüllten Menschenherzens zum erstenmal zu vollendeter Darstellung gekommen; und dieses Bild, einmal der Menschheit gezeigt, muß immer wieder die Menschen auf dieselbe Bahn eines seligen Lebens bringen. Das schien eine Auffassung Jesu zu sein, die jeden phantastisch mythologischen Zug abgestreift hatte und die dennoch das Sehnen der Menschen dauernd befriedigen konnte.

Schleiermacher hat seine Auffassung der Person Jesu zweifellos dem Johannesevangelium entnommen, das auch ein Luther als „das einige, rechte, Hauptevangelium" bezeichnet hat. Hier fand Schleiermacher das Wort Christi: „ich und der Vater sind eins"; hier fand er das selige Bewußtsein einer ungetrübten Gottesgemeinschaft; hier fand er auch seine Auffassung von der Ausbreitung des durch Christus gebrachten Lebens. Aber die nächsten Jahrzehnte nach Schleiermachers Tode brachten gründlichste wissenschaftliche Durcharbeitung der Evangelien. Und dabei wurde trotz alles Sträubens derer, die durch Schleiermachers Schule gegangen waren, in unwiderleglicher Weise dargetan, daß gerade das Johannesevangelium keine geschichtlich treue Quelle des Lebens Jesu ist. Auch ist ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Heilsauffassung des Johannesevangeliums und der Erneuerung derselben durch Schleiermacher: das Johannesevangelium verzichtet keineswegs auf Jesu natürliche Besonderheit und auch nicht auf die rein natürliche Wunderkraft der Sakramente.

Da ist es Albrecht Ritschl gewesen, der wieder eine neue Auffassung der Person Jesu und ihres Heilswerkes an die Stelle der Schleiermacherschen Auffassung setzte. Ritschl sucht die Person Jesu von dem Gedanken aus zu verstehen, der zweifellos Jesu Denken reichlichst beschäftigt hat, von dem Gedanken des Gottesreiches. Aber Ritschl will — und auch darin sucht er dem geschichtlichen Bilde Jesu gerecht zu werden — den von Jesus so stark betonten Gedanken der helfenden, fördernden Nächstenliebe mit diesem Gedanken des Gottesreiches in eins verbinden. Das Reich Gottes ist nach Ritschl da, wo jeder an seinem Teil

dem andern hilft und ihn fördert. Aber diesem Ideal kann sich nur der freudig hingeben, der selbst der Gnade Gottes und der Vergebung seiner Sünde gewiß ist. Nun hat Jesus seiner Gemeinde den Glauben gegeben, daß sein bis zum Tode treues Berufswirken von Gott den Seinigen angerechnet wird. Wer zu seiner Gemeinde gehört, der wird von Gott angenommen, weil Gott am Werk und am Wirken Jesu Wohlgefallen hatte.

Auch hier ist das altkirchliche Gedankengebäude nicht mehr vorhanden; die reformatorischen Maßstäbe kommen aber, mit der Zusicherung der Heilsgewißheit an den Einzelnen und mit der Verpflichtung zu kräftiger Betätigung der Nächstenliebe auf Grund dieser Heilsgewißheit, deutlicher als bei Schleiermacher zur Geltung. Durch sein einzigartiges Lebensziel — er gründet die Gemeinde des Gottesreiches — und durch die Treue seines Wirkens unterscheidet sich Jesus von allen anderen Menschen. Aber irgendwie sollen auch sie sein Lebensziel sich zu eigen machen: sie sollen in ihrem besonderen Kreise für das Gottesreich, für die Verbindung der Menschen durch helfende Liebe, tätig sein. Und die Treue seines Berufswirkens kommt ihnen zu gut, da Gott der von ihm gegründeten Gemeinde, sofern sie nur ihrem Ziele treu bleibt, Sündenvergebung zusichert. Auch ist die Treue Christi ein mächtiger Sporn, nicht ihn in allen möglichen Beziehungen seines Lebens nachzuahmen, wohl aber seine Treue zum Vorbild für das eigene Berufswirken zu nehmen. In diesem Gedankengebäude Ritschls sind zweifellos die ursprünglichen Anschauungen christlicher Frömmigkeit reiner und klarer, als irgendwo bis dahin, zur Darstellung gekommen. Und das ist erreicht, ohne daß eine für alles sonstige Denken unserer Zeit begrabene Welt eine künstliche Auferstehung feiern müßte.

Aber das läßt sich nicht leugnen: das von Ritschl gezeichnete Bild des Gottesreiches ist ein anderes als das, an dessen Kommen Jesus geglaubt hat, und Jesus hat sich nicht als den Messias betrachtet, weil er ein Reich helfender, dienender Liebe gründen wollte. Jesus erwartet den Zusammenbruch dieser Welt; er hofft, daß seine Jünger an Stelle des Hohenrates auf zwölf Thronen die zwölf Geschlechter Israels richten werden; er hofft, daß ihnen dann hundertfacher Ersatz wird für alles, was sie jetzt ihm geopfert haben; er hofft beim Messiasmahl den Wein einer verklärten Welt zu trinken. Diese dem Volksglauben entnommene Erwartung des Gottesreiches ist unerfüllt geblieben;

sie gehört nicht zu dem, was den bleibenden Wert Jesu ausmacht. Aber Jesus hat die Offenbarung erhalten, daß er Gottes lieber Sohn sei, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhe. Diese Offenbarung gab ihm selbst Sicherheit und Kraft, eine Festigkeit, die er bis zum Tode bewährt hat. Und diese sieghafte Heilsgewißheit überträgt er als der Messias auf alle, die sich zu seiner Gemeinde rechnen.

Freilich, Offenbarungen haben auch andere gehabt; auch Muhammeds Wirken beginnt mit solchen Offenbarungen. Es gibt wahre und falsche Propheten, und dabei können auch falsche Propheten von wirklich Erlebtem sprechen. Nicht das macht den Unterschied des wahren und falschen Propheten aus, daß der falsche Prophet Lügen und Einbildungen vorträgt, und der wahre Prophet allein spricht, was ihm wirklich ins Herz gelegt wurde; mit solchem Maßstab würden wir in der Religionsgeschichte gar unsicher umherirren: alle großen Religionsstifter haben ihr Heiligstes geredet. Es gibt nur einen Maßstab, um auf diesem Gebiete wahr und falsch voneinander zu trennen. Wir dürfen nicht bloß auf die augenblicklichen und bestimmte Zeit dauernden Wirkungen dieser Männer sehen; wir müssen auf ihre ewigen Wirkungen achten, d. h. auf die Wirkungen, die um der bleibenden Art der Menschennatur willen immer wieder von ihnen ausgehen, auf ihre unter allen Umständen bleibende Bedeutung in der Geschichte.

Und hier liegt nun Jesu Bedeutung darin, daß er das Gottvertrauen aufweist als die Kraft, durch die einer Berge ins Meer zu stürzen vermöchte, daß er die Geltung vor Gott von allem Äußeren unabhängig weiß und allein von der Art des Charakters abhängig denkt, und daß er die Größe des Menschen nicht in der Herrschaft über andere sieht, sondern im Gegenteil in der Dienstleistung an anderen. Wem diese drei Gedanken die festen Pfeiler seines Lebens geworden sind, der sieht in Jesus allerdings den Bringer eines ewigen unüberbietbaren Heils, den festen Halt auch seines persönlichen Lebens; er sieht in ihm den Messias.

Der Messias weist in die Zukunft; es gibt aber auch kein Gottvertrauen, das nicht über die Schranken des Erdenlebens hinausschaute. Soll der Glaube die Welt überwinden, dann muß er etwas Größeres denken können als diese Welt. Das Gottvertrauen muß auch bewährt sein gegenüber der Schuld und

dem Tod. Und wenn es den Menschen groß und glücklich macht, anderen zu dienen und zu helfen, so wird ihm auch sein Gottvertrauen von einer Zeit reden, da alles Wünschen und Sehnen des Menschenherzens gestillt ist, da Sünde und Leid überwunden sind. Aber auch dann wird Jesus als der Messias regieren; nur der Charakter, nur die Größe im Dienen wird auch dann den Wert jedes Einzelnen ausmachen; und die frohe Sicherheit des Heils kann selbst in der Welt der Vollendeten nur auf festem Gottvertrauen beruhen.

An die Stelle des Schleiermacherschen Bildes von dem, der mitten im Endlichen dauernd eins war mit dem Unendlichen, müßte also das Bild dessen treten, dessen ganze von Gottvertrauen getragene Kraft auf die Herausbildung gleicher im Dienen großer Persönlichkeiten gerichtet war. Dieser Jesus hat die Menschheit erlöst von der quälenden Angst vor feindlichen überirdischen Mächten, von der Herrschaft sinnloser gottesdienstlicher Formen und Gebräuche, von der furchtbaren Gewissensnot unvergebener Sünde. Dieser Jesus versöhnt mit Gott: er lehrt, daß alle Schicksale aus der gnädigen Hand Gottes kommen; daß alle Aufgaben, die dem Menschen gestellt sind, ihm helfen sollen, das höchste Kleinod, einen edeln Charakter zu gewinnen, und er lehrt endlich, daß der furchtbare Abstand zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Menschen keine ewige Trennung bedeutet. Wenn wir aber hoffen, daß einst eine vollendete Menschheit in Jesu Lebensziel ihre Seligkeit findet, dann ist Jesus auch uns noch der Messias, der König des Gottesreiches, um dessen Kommen wir beten.

X.

Anhang.

Fingerzeig für selbständige Erkenntnis Christi.

Wer Christus mit eigenem Urteil kennen lernen will, muß die Quellen fragen. Versteht er griechisch, so bedient er sich des griechischen Neuen Testamentes, das Eberh. Nestle für die Württembergische Bibelgesellschaft zu Stuttgart seit 1898, für die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft zu London seit 1904 bearbeitet hat. Es ist hier ein dem Urtext möglichst angenäherter Text gegeben. Auch die erhaltenen Bruchstücke nichtbiblischer Evangelien gab Nestle als Supplement des griechischen Neuen Testamentes, Leipzig 1896, heraus. — Wer kein Griechisch versteht, hält sich besser an die Übersetzungen von Weizsäcker (Mohr, Tübingen) oder von Stage (Ph. Reclam jun., Leipzig) als an die von Luther, weil den neueren Übersetzungen ein richtigerer Text zugrunde liegt. Eine deutsche Übersetzung nichtbiblischer Evangelienstücke findet sich bei Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen mit Handbuch dazu (Tübingen-Leipzig 1904). Die Benutzung einer sogenannten Synopse, welche die Paralleltexte der Evangelien neben- oder untereinander stellt — griechisch von Huck (Mohr, Tübingen) oder von Heineke (Ricker, Gießen), deutsch von Verus (Leipzig, van Dyk, 1897) — ist für den Anfänger nicht zu empfehlen, da der besondere Charakter des einzelnen Evangeliums über der Vergleichung der Teilabschnitte nicht zu seinem Rechte kommt. Zur Erklärung der Evangelien benützt man am besten den Handkommentar von H. Holtzmann (die Synoptiker, 3. Aufl., 1901; das johanneische Evangelium, 2. Aufl., 1893, Mohr, Tübingen, Freiburg, Leipzig).

Man beginnt mit Markus und vergleicht damit die entsprechenden Abschnitte der anderen Evangelien; dann behandelt man, dem Lukas folgend, die ihm und Matthäus gemeinsamen Stücke; zuletzt wird das Sondergut eines jeden betrachtet. Die Parallelstellen sind in den meisten Bibelausgaben angegeben. Die Gründe für diesen Gang der Arbeit sind Kap. III dargelegt worden;

Genaueres findet man bei Wernle, Die synoptische Frage (Mohr, Freiburg, Leipzig, Tübingen 1899). Die Glaubwürdigkeit des Markus wurde in starker Weise angefochten von Wrede, Das Messiasgeheimnis in den Evangelien (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1901). Dagegen ist zu vergleichen O. Holtzmann, Das Messiasbewußtsein Jesu und seine neueste Bestreitung (Ricker, Gießen 1902).

Zum Verständnis der Evangelien bedarf es genauer Kenntnis des Judentums; sie muß sich auf klarem Verständnis der alttestamentlichen Religionsentwicklung aufbauen. Ein solches vermittelt die ausführliche, aber allgemein verständliche Geschichte des Volkes Israel von Stade (Grote, Berlin 1887. 1888) und die kürzere Israelitische und Jüdische Geschichte von Wellhausen (Reimer, Berlin, seit 1895). Zum Quellenstudium der älteren israelitischen Geschichte ist die Übersetzung des Alten Testamentes von Kautzsch (Mohr, Freiburg, Leipzig 1894) ein zuverlässiger Führer; sie ist ganz auf Grund der neuen von Wellhausen zur Geltung gebrachten Bibelauffassung gearbeitet. Für die Kenntnis des Spätjudentums ist der zweite Band dieses Übersetzungswerkes, die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testamentes (1900), von unschätzbarem Wert. Daneben gibt der jüdische Geschichtschreiber Josephus mit der Geschichte seines Volkes ein deutliches Bild des Judentums seiner Zeit (Ausgaben von Niese, Weidmann, Berlin 1885—1895 und Naber, Teubner, Leipzig 1888—1896; Übersetzung von Demme, Philadelphia, Schäfer und Koradi 1868. 1869). Die spätjüdische Auffassung des Gesetzes spiegelt sich am getreusten in der allerdings erst um 190 n. Chr. gesammelten Mischna (übersetzt von Rabe, Onolzbach 1760. 1762). Dem Judentum der Zeit Jesu gilt das große Werk von Schürer (Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi, Hinrichs, Leipzig, 3. Aufl. in vier Bänden 1898—1902) und die gedrängte Darstellung von O. Holtzmann (Neutestamentliche Zeitgeschichte, Mohr, Tübingen, 2. Aufl. 1906). Eine ausführliche Darstellung der Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter gab Bousset (Reuther und Reichard, Berlin, 2. Aufl. 1906).

Die Arbeit des letzten Jahrhunderts an der Erkenntnis Christi haben Weinel (Jesus im 19. Jahrhundert, Mohr, Tübingen 1903) und A. Schweitzer (Von Reimarus zu Wrede, Mohr, Tübingen 1906) nicht ohne starke Betonung der eigenen Indivi-

dualität vorgeführt. Die letzte größere Gesamtdarstellung des Lebens Jesu stammt von O. Holtzmann (Mohr, Tübingen 1901); manche Ergänzungen bringt seine Schrift „War Jesus Ekstatiker?“ (Mohr, Tübingen 1903), worin er diese von anderen aufgeworfene Frage in vorsichtiger Weise weder vollständig bejaht, noch vollständig verneint. Parallelarbeiten zu vorliegendem Bändchen sind die Geschichte Jesu von P. W. Schmidt (Mohr, Tübingen, 3. Abdr. 1900) und das religionsgeschichtliche Volksbuch von Bousset: Jesus (jetzt Mohr, Tübingen), auch die Schrift desselben Verfassers: Was wissen wir von Jesus? (Tübingen 1904). Gegen Boussets Jesus richtet sich eine freundschaftliche Streitschrift von Kaftan, die in demselben Mohrschen Verlag 1906 erschienen ist. Eine größere, vielleicht zu systematisch angelegte Darstellung der Lehre Jesu gibt Wendt (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, 2. Aufl. 1901).

Die besondere Auffassung Jesu, die in unserer Schrift vorliegt, hat der Verfasser allmählich sich erarbeitet. Außer schon Angeführtem wäre noch zu nennen ein Vortrag: Das Christusbild der Geschichte und das Christusbild der Dogmatik (Waitz, Darmstadt 1890); ferner ein Schriftchen, das freilich den Sozialismus stark idealisiert: Jesus Christus und das Gemeinschaftsleben der Menschen (Mohr, Tübingen 1893); und zuletzt: Der christliche Gottesglaube, seine Vorgeschichte und Urgeschichte (Töpelmann, Gießen 1905). Einen Überblick seiner Gesamtauffassung über Werden und Entwicklung des Christentums bieten seine „Religionsgeschichtlichen Vorträge“ (Ricker, Gießen 1902).

Eine lebendige Anschauung der früheren Auffassungen Christi gewinnt man, wenn man die Darstellung des Johannesevangeliums mit der Schrift des Athanasius über die Menschwerdung des Wortes Gottes (deutsch von Fisch in Thalhofers Bibliothek der Kirchenväter; Kösel, Kempten 1872) vergleicht; daran mag man Anselms Schrift reihen, „Warum Gott Mensch wurde?“ (deutsch von Tschirrlitz, Quedlinburg 1861) und schließlich Schleiermacher, „Der christliche Glaube“, S. 92—105 (Ausgabe von 1830, Reimer, Berlin 1884). Es sind gar verschiedene Gedanken und Ausdrucksweisen, und doch tönt uns überall derselbe Glaube entgegen an den Erlöser, der die Gewißheit eines heiligen, ewigen Lebens dem vom Gefühl der Vergänglichkeit und Sünde niedergedrückten Menschen zu geben vermag.

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.



An den Jordanquellen. Aus Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

Religion

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8°. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen .... Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen."

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Die babylonische Geisteskultur. Von Prof. Dr. H. Winckler (vergl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments. Von Prof. Dr. E. König. 8°. 164 S. Geh. Mk. 1.— In Originallbd. Mk. 1.25

„Der Verfasser ist in den Geist des A. T. wie wenige eingedrungen. Rhythmus und Strophenbau schildert er zuerst, charakterisiert sodann die alttestamentliche Poesie nach Inhalt und Geist, gruppiert sie nach den Seelentätigkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt, analysiert die epischen, didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des A. T. und führt in die Volksseele des Judentums ein."

Homiletische Zeitschrift „Dienet einander." 1907.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 8°. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem . . . . Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flottgeschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 S.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegenden gedankenreichen und inhaltsschweren Vorträge . . . beabsichtigen die Entwicklung der israelitisch-christlichen Religion als einen geschichtlichen Werdeprozeß im Leben des menschlichen Geistes zu schildern." Prof. Dr. H. Holtzmann, Baden. Deutsche Lit.-Ztg. Nr. 49. 1908.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8°. 152 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können." K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 8°. 127 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die große Gestalt des Paulus, der, alle seine Mitarbeiter in den Schatten stellend, im Urchristentum aufragt, bildet den Gegenstand dieses Bändchens. Nach einer Einführung in die Quellen werden behandelt: 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. die Bekehrung und die Anfänge der Missionsarbeit; 3. die große planmäßige Weltmission; 4. die Gefangennahme in Jerusalem und die Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. der Kampf, den Paulus mit den judaistischen Gegnern um sein Lebenswerk führen mußte; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden. 8. Seine Theologie und Frömmigkeit.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christliche Welt. Nr. 31. 1909.

„Durch diesen Inhalt ist das Büchlein unter der großen Flut von Schriften, die sich mit Kirche und Religion jetzt beschäftigen, augenblicklich einzigartig." Liz. Wielandt-Heidelberg. Heidelb. Ztg. 1. Dez. 1908.

Sabbat und Sonntag. Von Prof. Dr. H. Meinhold. 126 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus dem Inhalt: Der Sabbat in Babylonien und in Altisrael. Die Entstehung des jüdischen Sabbats in der babylonischen Gefangenschaft. Die Einführung des Sabbats in der jüdischen Gemeinde nach der Verbannung und seine Durchführung. Die Entstehung des Sonntages. Jesus und der Sabbat. Der Sabbat und die ersten Gemeinden. Paulus und der Sabbat. Die siebentägige Woche. Die Geschichte des Sonntags in der Kirche. Die alte Kirche. Die Kirche des Mittelalters. Die Reformation und der Sonntag. Der Sonntag in den reformierten Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Der Sonntag in der lutherischen Kirche der nachreformatorischen Zeit.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Welches sind die Gründe für die akute Weltanschauungskrisis der Gegenwart und welche Berechtigung ist ihr zuzusprechen? Diese Fragen werden in dem vorliegenden Werke klar und erschöpfend beantwortet. Nach einer historischen Einleitung, die die Entstehung der gegenwärtigen religiösen Krisis in ihren wesentlichen Motiven schildert, legt der Verfasser in scharfen Umrissen die Grundzüge der christlichen Weltanschauung dar. Es folgt sodann die kritische, theoretische und praktische Auseinandersetzung zwischen der christlichen und den hauptsächlichsten modernen Weltanschauungen, insbesondere mit der materialistischen und energetischen, den verschiedenen Formen der idealistischen und endlich der pessimistischen Weltanschauung. Den Abschluß bildet eine Rechtfertigung des Christentums gegenüber der modernen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Philosophie und Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8⁰. 158 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind."

J. Köhler. Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XI. 2.

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst den Taktstock. Wir lauschen seinen Darbietungen, die uns innerlich bereichern an Welt- und Lebenskenntnis, hier Dissonanzen auflösen, dort ein harmonisches Weltbild gestalten. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme, die bei aller Divergenz doch schließlich einmünden in das Ziel: Verdeutlichung des Bewußtseinsinhaltes .... Das Bändchen sei bestens empfohlen." Pädagog. Zeitung. Nr. 4. 34. Jahrg.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. 154 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post, 6. Dez. 1907.

„Es werden darin die Hauptprobleme der Ästethik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, dargelegt. Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 139 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Dyroff versteht es mit großem Geschick, aus den Forschungsgebieten der Psychologie diejenigen engeren Bezirke herauszuschälen, bei denen sich ohne innere Schwierigkeiten die bisher gewonnenen Grundbegriffe bewähren und alle theoretischen Fragezeichen an die Grenze abschieben lassen." Max Ettlinger. Deutsche Literaturzeitung. Nr. 20. 1909.

„Das kleine Werk von Professor Dyroff, das seine Entstehung psychologischen Vorträgen im Zyklus der Bonner Volkshochschulkurse verdankt, kann als erste Einführung und Anregung jedem Unbewanderten empfohlen werden."

Fr. Berlage. Pädagog.-psycholog. Studien. Nr. 1. 10. Jahrg.

Charakterbildung. Von Privatdozent Dr. Th. Elsenhans. 8⁰. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans-Heidelberg kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie" als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten ..... Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird." Pädagog.-psychol. Studien. No. 1. X. Jahrg.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Sich in den großen Problemen und Aufgaben des Lebens zurechtzufinden und zu ihnen eine feste gesicherte Stellung zu gewinnen, ist die Pflicht jedes denkenden Erziehers wie auch aller derer, die an der Volkserziehung im weitesten Sinne und im großen Zuge teilzunehmen sich genötigt fühlen. Ein Führer hierbei will das vorliegende Buch unseres Meisters der Pädagogik sein. Es geht im ersten Kapitel von der Unterscheidung zwischen Bildungsidealen und Erziehungsziel aus, knüpft im zweiten an den Streit zwischen relativer und absoluter Ethik an, um zu der Forderung zu gelangen, absolute Normen als Grundlagen und Richtlinien aufzustellen. Daraus wird im dritten Kapitel das Erziehungsziel entwickelt, das maßgebend für den Geist der erzieherischen Arbeit ist. Durch Beziehung auf den Begriff des Charakters geht die Schrift im vierten Kapitel auf eine übersichtliche Darstellung der Individual- und Sozialideen ein, und behandelt im fünften Kapitel: 1. den Glauben an den stetigen Fortschritt der Menschheit und 2. die Möglichkeit der Beeinflussung der Entwicklung der Jugend. Damit sind die theoretischen Grundlagen für die Erziehung und den Unterricht geschaffen.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8°. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Vergnügt klappte ich das Buch zu — die Sonne hatte mir geschienen. Ich rate den Lehrern und Erziehern, die Schrift eingehend zu studieren. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Volksschule wird hier allseitig beleuchtet und klar dargetan, daß die Handarbeit ein notwendiges Glied aller gesunden Reformbestrebungen ausmachen muß. Ich wünsche dem Buche gute Aufnahme." Schweiz. Blätter f. Knabenhandarbeit. Nr. 11. 1908.

Aus dem Inhalt: Anfänge, Ziele, Macht und Grenzen der Erziehung. — Zögling und Erzieher. — Spiel und Beschäftigung. Kindergarten. — Die Schule. — Zeichnen, Handarbeiten ꝛc. — Erweiterung der Aufgabe der Schule. — Arbeitsschule. — Arbeitsmaterial der Schule und Hilfsschule. — Schule und Leben.

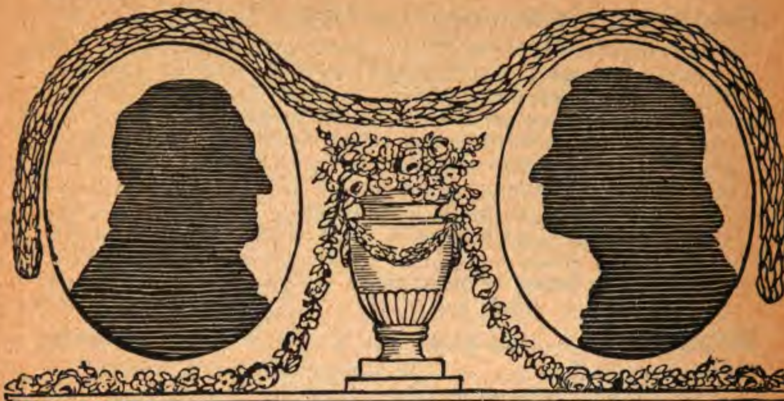
Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8°. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen."

K. O. Leipacher. Die Hilfe Nr. 3. 1909.



Aus Pabst. Handarbeitsunterricht im „Manual Training Centre" einer Londoner Volksschule.



Schiller und Goethe. Aus Lienhard, Klass. Weimar.

Sprache • Literatur • Kunst

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Professor **Friedrich Kluge.** 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht." Südw. Schulbl. Nr. 2, 1907.

Lautbildung. Von Prof. Dr. Sütterlin. 191 S. mit zahlr. Abbild. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Jeder Lehrer einer lebenden Sprache muß sich wenigstens über die Grundtatsachen der Phonetik klar sein, wenn er eine richtige Aussprache der zu lehrenden Sprache in pädagogisch zweckmäßiger Weise seinen Schülern beibringen will... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet nun Sütterlin mit dem vorliegenden Büchlein, das aus Vorlesungen für Lehrer und Lehrerinnen hervorgegangen ist. Der behagliche Fluß der mündlichen Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Marburg i. Harz.
Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 8⁰. 132 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen." M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. Werner. 159 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine besondere Stärke des Buches liegt in seiner Anschaulichkeit, die durch geeignete, in ihrer Knappheit überaus geschickt gewählte Selbstzeugnisse Lessings, sei's aus den Werken oder Briefen, warm belebt wird. Man fühlt, wie der Darsteller überlegen mit seinem Stoff förmlich spielt, mit leisem ironischen Einschlag; man erfreut sich daran, wie er scheinbar tändelnd, induktiv eingekleidet, mit nachlässiger Grazie die Ergebnisse seiner Forschung entfaltet. Und das ist gerade recht lessingisch! .... Will man den Gesamteindruck dieses Lessingbüchleins zusammenfassen, so läßt sich dies am besten in die Hoffnung schließen, daß es sich als Muster eines populär-wissenschaftlichen Lebensbildes eines unserer bahnbrechenden Dichter und Denker aus bedeutungsvoller Zeit recht zahlreiche Leser und Freunde erwerbe."

Joh. Georg Sprengel. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Das klassische Weimar. Von Friedrich Lienhard. 161 S. mit Buchschmuck. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Und das Herz kann einem warm werden, wenn man die stilistisch glänzende Ausführung liest. Ein vielbelesener Literarhistoriker redet, aber man erkennt zugleich den aus den Tiefen eines abgeklärten Selbst schöpfenden Poeten. Ein billiges aber ganz wundervolles deutsches Hausbuch." Leipziger Neueste Nachrichten. 24. November 1908.

Aus dem Inhalt: Deutschlands geistige Mission. — Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert. — Friedrich der Große. — Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung. — Lessing und die Aufklärung. — Herder und die Volkspoesie. — Von Kant zu Schiller. — Schiller. — Weimar aus der Vogelschau. — Schiller und Goethe. — Goethe. — Das klassische Ideal der Zukunft.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 8⁰. 152 S. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. Mark 1.— Geb. Mark 1.25

„Verfasser gehört seit langem zu den besten Kennern unseres großen Dichters .... Die in jeder Hinsicht von tiefem psychologischen Verständnis und feinem ästhetischen Empfinden getragene Darstellung sei hiermit allen Freunden unserer Literatur auf das wärmste empfohlen."

Badische Schulzeitung, 21. Dez. 1907.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8°. 160 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden .... Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten, Nr. 30, 1908. F. Pf.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke." Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben." Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8°. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen." Die Schweiz. Nr. 23. 1908. 12. Jahrgang.

„.... die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind." Nationalzeitung, Nr. 44, 1908. E. Th. M

Richard Wagner. Von Dr. Eug. Schmitz. 150 S. mit Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Als äußere Einteilung liegen dem Buche die Hauptperioden in Wagners Leben zu Grunde. Die fünf Kapitel tragen die Überschrift: Jugendzeit und Jugendwerke. Entwicklung zur Reife. — Hofkapellmeister in Dresden: Rienzi. Holländer. Tannhäuser. Lohengrin. — Im Exil: Wagner als Theoretiker. Der Ring des Nibelungen. Tristan. — Unter königlichem Schutz: Die Meistersinger von Nürnberg. — Die Bayreuther Festspiele: Parsival. — Durch psychologische, technische und historische Analysen sucht Verfasser seinen Lesern das Verständnis für des Meisters Werke zu erschließen. Nicht nur Wagner den Musiker, sondern Wagner den großen Dramatiker, dem sich Ton und Wort in gleicher Weise zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen anbieten, weiß er uns nahe zu bringen, der in seiner genialen Doppelbegabung ein in der tausendjährigen Entwicklungsgeschichte unserer Kultur einzig dastehendes Phänomen ist.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8°. 128 S. Geh. M. 1.— Originalleinenbd. M. 1.25

Die theoretische und praktische Behandlung dieser Wechselwirkung gehört zu einem der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung; denn wir müssen ständig zu diesen Fragen Stellung nehmen, sei es von Berufswegen oder zwecks Ausübung der bürgerlichen Pflichten, in Parlament und Partei sowie sonst in der Öffentlichkeit. — „Welches ist die Stellung des Staates zur Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte? Wie arbeitet die Volkswirtschaft mit an staatlichen Zielen im allgemeinen und speziell im Etatswesen. Welches ist anderseits die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit entweder direkt durch Eigenproduktion oder indirekt im Wege allgemeinen Ordnens und Pflegens, sowie durch Förderung der einzelnen Stände." Diese Fülle von Fragen wird hier in knappen, großen Zügen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus behandelt.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 170 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet.

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!"
Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41.

Unsere Kolonien. Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 196 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedlung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete." Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

„Das klar und anregend geschriebene Buch ist hervorragend geeignet, weite Kreise in die Fragen unserer Kolonialpolitik einzuführen."
Kieler Neueste Nachrichten. 16. Aug. 1908.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn. 8°. 126 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt . . . Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."
Literarisches Zentralblatt, Nr. 1, 1908.

„Es ist nicht eine nackte Zusammenfassung von Paragraphen und Grundgesetzen, sondern eine geschichtsphilosophische Studie über die Vorgeschichte des Reiches im Rahmen der Europäischen Entwicklung, über seine Aufrichtung, seinen Staatscharakter und seine Organisation."
Die christl. Frau. 11. Heft. 1903.



Lagerplatz Gams-Gams. Deutsch-Südwest-Afrika. Aus Passarge, Südafrika.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 8°. 171 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte. Das Recht. Nr. 11. 1908.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Privatdozent Dr. A. Weber. 8°. 148 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das vorliegende Büchlein erweist sich als klar und fesselnd geschriebener Führer durch die Großstadtprobleme. Der Verfasser führt den Leser durch das Familienleben und die Wohnungen der Großstadt, bespricht die Arbeitslosigkeit und Großstadtarmut und schildert die Aufgaben, die auf dem Gebiete der Volksbildung und Volksgeselligkeit noch zu lösen sind. Die Darstellung ist streng objektiv, Licht und Schatten sind gerecht verteilt." Dr. J. Moses-Mannheim.
Zeitschrift f. Schulgesundheitspflege. Nr. 5. 1908.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8°. 122 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen . . . führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, sei.. Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß. . . . . Wir können das Bändchen aufs wärmste empfehlen."
Whsn. Die Hilfe. 20. Dezember 1908.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . . der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche."
Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur. Dezember 1907.



Römische Stadtmauer. Aus Diehl.

Geschichte und Geographie

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden."

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

Kulturgeschichte Roms. Von Prof. Dr. Th. Birt. 164 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein feinsinniger Schriftsteller führt hier die Feder. Wir schreiten mit ihm durch die Straßen des alten Rom, begleiten ihn in die Bäder, die Tempel, die Theater und die Arena, wohnen rauschenden Festen bei und lernen so Leben jenes Volkes kennen, das so lange die Welt beherrschte.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. E. Diehl. Mit zahlr. Abb. und Karten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Die Schilderung des Werdens, Blühens und Vergehens des alten Rom von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches geht von einer Würdigung der geologischen Beschaffenheit und natürlichen Gliederung des Bodens der römischen Campagna aus. Sie verfolgt die Gründung und das Wachsen der ältesten Siedelungen mit ihren Bauten und Kultstätten, zeigt wie im Verlaufe der Republik und des Imperium sakrale und profane Bauten erstanden, die in Zeiten harter Not den Göttern gelobt oder großen Männern zur Ehr, der Stadt zur Zier errichtet waren, und welche Schicksale sie im Laufe der späteren Entwicklung erfahren.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— In Origbd. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Unterfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife getrost zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt . . . ."

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung. Nr. 107. 1909.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 8°. 138 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum erstenmal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt." R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenlandes. Bd. XXI.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. J. Hell. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Ein großzügiges Bild der gesamten materiellen und geistigen Kultur des Islam unter arabischer Herrschaft. Es werden geschildert: Die Kultur der Araber vor dem Islam. Die Keime der neuen Kultur im Werke Mohammeds. Die Bedeutung der Eroberungszüge für die kulturelle Befruchtung des Arabertums durch die Berührung mit den unterworfenen Kulturnationen usw.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 S. Geh. M. 1.— In Origb. 1.25

Verfasser geleitet den Leser durch die gewaltige Geschichte des Mittelmeergebietes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Das Kommen und Gehen der Völker, die Ablösung der einen Herrschaft durch die andere und die in diesem Wechsel ruhende Bedeutung sind Hauptinhalt der Darstellung. Sie verfolgt nicht die Entwicklung des einzelnen Volkes, sondern richtet den Blick allein auf die allgemeine, den Gesamtraum überspannende Entwicklung und auf die sichtbaren und unsichtbaren treibenden Kräfte, deren Kampf die 4000jährige Geschichte erfüllt und den heutigen Zustand hat emporwachsen lassen.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 8°. 149 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserem Geiste auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde . . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können."

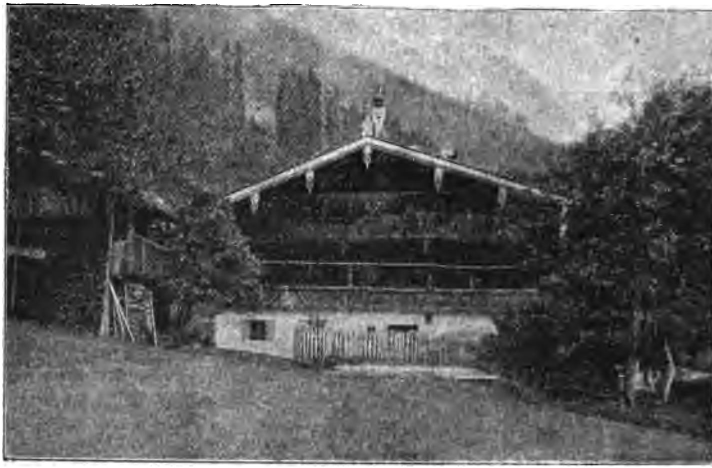
R. M. Schule u. Haus. 16. Jahrg. 14. H.



Die Polarvölker. Aus Byhan.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8°. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— Originallbd. M. 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.



Bauernhof im Kaisertal bei Kufstein. Aus Machaček.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8⁰. 151 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es war keine geringe Aufgabe, den gewaltigen Stoff auf 151 Seiten zusammenzudrängen, aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst. — Die Darstellung ist sachlich und wissenschaftlich und doch verständlich, die Sprache knapp und schlicht, doch entbehrt sie, namentlich bei der Schilderung landwirtschaftlicher Schönheiten, nicht die innere Wärme. Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen."

Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

Naturwissenschaften • Technik Gesundheitslehre

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neeresheimer. 140 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verf. führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Keine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern eine lebensvolle, von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung! Äußere Eigenschaften: Bewegung, Stoffwechsel, Fortpflanzung der wichtigsten Säugetiere Deutschlands werden an Hand zahlreicher Abbildungen geschildert und in ihrer Bedeutung für unsere Heimat gewürdigt.



Verschiedene Vogelfüße. Aus Neeresheimer.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8°. 136 S. mit 24 Textfig. Geh. Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden."

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterricht 1908. Nr. 6.

„Eine derartig klare und anziehende Schilderung des Schmarotzertums im Tierreich kann jedermann rückhaltlos zur Lektüre empfohlen werden, dem zoologischen Fachmanne nicht minder wie dem Laien und nicht zuletzt dem Arzte." V. Franz.

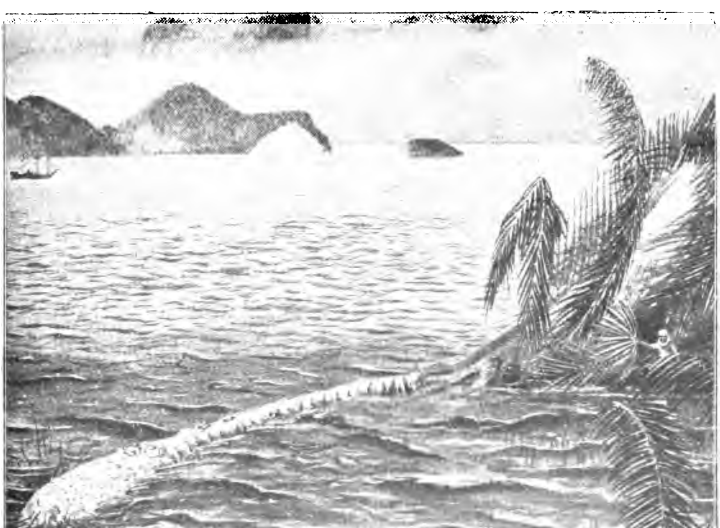
Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 44. XXII. Jahrgang.

Pflanzengeographie. Von Dr. P. Graebner, Kustos am kgl. bot. Garten der Univ. Berlin. Mit zahlr. Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus einer knappen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der Pflanzenwelt leitet Verfasser die jetzige Pflanzendecke der Erde ab und schildert daran anschließend die jetzt auf diese Pflanzendecke wirkenden ökologischen Faktoren: Wärme, Feuchtigkeit, Boden usw., durch deren Zusammenwirken dann die eingehend besprochenen eigenartigen Pflanzenvereine Wüste, Steppe, Wald, Heide, Moor usw. zustande kommen.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.



Schwimmende Palme. Aus Graebner.



Verbreitungsmittel der Früchte und Samen. Aus Rosen.

a Frucht eines Korbblütlers mit Pappus; b geflügelte Früchte des Ahorn; c Rollfrucht eines Schneckenklees (Medicago scutellata); d Frucht des Sauerklees (Oxalis), die Samen fortschleudernd; e Mohnkapsel (Papaver), oben geöffnet; f Kapsel des Hornkrautes (Cerastium), bei Regen geschlossen bleibend, bei trockenem Wetter geöffnet; g Eicheln (Quercus) werden von Hähern und Nagern gesammelt und ausgesäet; h Same des Schöllkrautes (Chelidonium) mit „Schwiele"; i Kirsche (Prunus avium) mit Fruchtfleisch und hartem Steingehäuse für den Samen; k Erdbeere (Fragaria vesca) mit fleischigem Fruchtboden, eine Scheinfrucht; l—o Häkelfrüchte: l Zweizahn (Bidens), m Odermennig (Agrimonia), n Nelkenwurz (Geum urbanum), o Spitzklette (Xanthium).

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das Bändchen bietet eine Übersicht über die wichtigsten Blütenpflanzen der ganzen Erde. In einer „Einführung" werden die wesentlichen Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde eingehend behandelt. Hieran schließt sich das Kapitel über „Die Geschlechtsverhältnisse, Blüten, Frucht und Samenbildung". Der dritte und größte Teil des Bändchens bringt eine Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches, nicht nur unserer einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt. Da auch der Zierpflanzen gedacht ist, dürfte sich das Werkchen auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art eignen.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Von Prof. Dr. Möbius. 168 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wem es um eine kurze, aber sachgemäße Orientierung zu tun ist, dem sei das Büchlein bestens empfohlen." Apothekerzeitung. Nr. 70. 1908.

„Das Büchlein sei allen denjenigen, welche sich für diese niederen Lebewesen interessieren, seiner knappen und doch leicht lesbaren, verständlichen Schreibweise wegen angelegentlichst empfohlen."

Der Gartenfreund 1908. Nr. 10.



Blumentöpfe für
Stecklinge eingerichtet.
Aus Dannenberg.



Pflege der Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Paul Dannenberg, Städt. Garteninspektor. 166 S. Mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird."

C. Gdke. Preuß. Lehrerz. Nr. 290. 1908.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Prof. Dr. Giesenhagen. 8°. 136 S. mit 31 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Zwei prächtige kleine Bändchen (Giesenhagen und Graff), für deren Güte schon die Namen der beiden Autoren, bewährte Fachgelehrte, bürgen . . . Ich wüßte keine besseren Werke zu solchen Zwecken zu nennen."

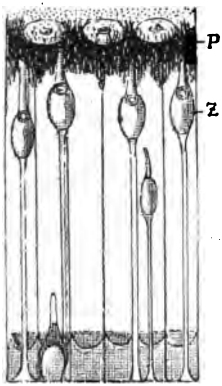
K. Blätter für Aquarien- und Terrarienkunde.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben. Von Privatdoz. Dr. H. Miehe. 8°. 144 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Ihre Formen, Lebens- und Ernährungsweise werden eingehend behandelt und in ihrer Bedeutung für den Menschen betrachtet, sowohl als Helfer in der Natur und in der Industrie, wie als Feinde durch Verderben der Nahrungsmittel, Krankheitserreger usw. Ein Schlußkapitel zeigt die Mittel ihrer Bekämpfung.

„Eine sehr geschickte kurze Zusammenstellung, die allen, welche sich rasch über den gegenwärtigen Stand der Bakteriologie unterrichten wollen, bestens empfohlen werden kann."

Österreichische botanische Zeitschrift. Nr. 11. 1907.



Netzhaut des Froschauges.
Aus Mangold.

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.

Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, wer sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht. Professor Dr. Edmund O. von Lippmann.

Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII. Jahrgang.

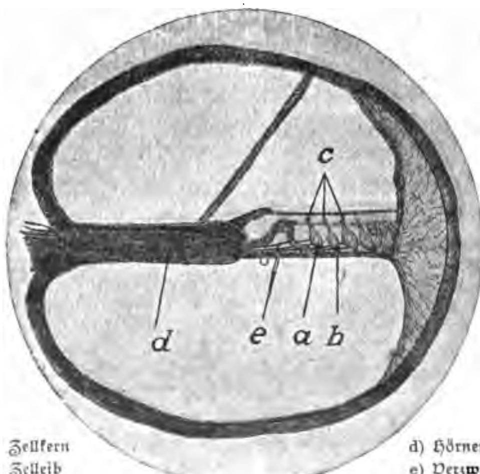
Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 163 S. mit zahlr. Abbildg. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäße Lebensweise führen." Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche in folgenden Kapiteln zu lösen: I. Der menschliche Organismus in seinem mit unbewaffneten Auge zu erkennenden Aufbau. II. Der feinere Aufbau des menschlichen Organismus. III. Der menschliche Organismus in seinen wichtigsten Funktionen. IV. Krankheitsursachen: A. Krankheiten durch Vererbung; B. Erworbene Krankheiten. V. Die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers.


Marchantia polymorpha. Aus Möbius, Kryptogamen.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8⁰. ca. 150 S. mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verratenden, durchaus gemeinverständlichen Buches. Mit einer Würdigung der Sinnesorgane und Darlegung der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung werden im einzelnen eingehend behandelt: Das Sehorgan, das Gehörorgan, das Geruchsorgan, das Geschmacksorgan und die Hautsinnesorgane unter besonderer Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge.



a) Zellkern
b) Zelleib
c) Hörhaar
d) Hörnerv
e) Verzweigung des Hörnervs.

Hörzelle im inneren Ohr. Aus Menzer.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdozent Dr. Schuster. 8⁰. 136 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Verf. belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung." Prager mediz. Wochenschrift. 1908. Nr. 16.

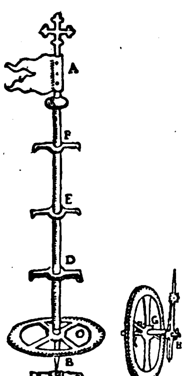
Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 154 Seiten mit zahlr. Abb. u. Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen ... Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen ...“

Naturwissensch. Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrg.

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8°. 129 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

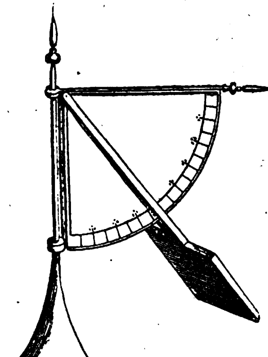
„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. ... Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung.“ Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.



Im Hause ablesbare Windfahne.

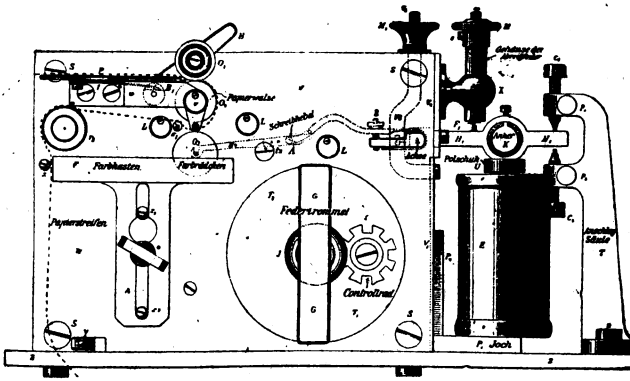


Hygrometer des Großherzogs Ferdinand II. v. Toskana.



Windmesser von Hooke.

Aus Kassner, Das Wetter.



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

Wertvolle Geschenkwerke

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8°. 232 S. m. einem Portrait Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„... Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig .... Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen .... Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist."

Geh. Rat Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

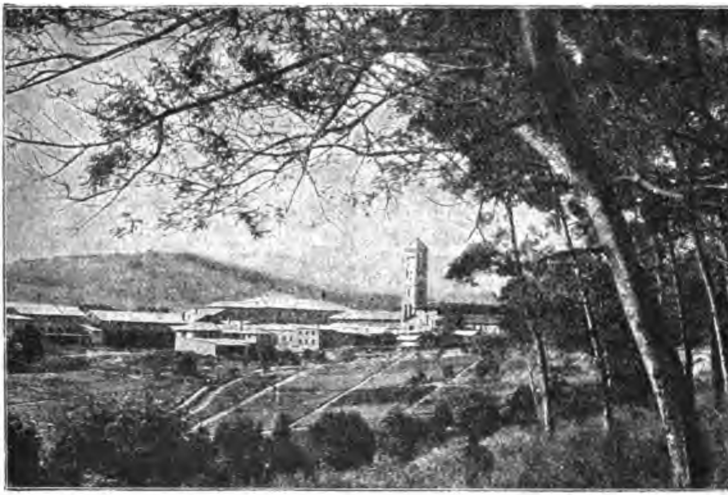
Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. K. Hampe. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 277 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten." Hamburger Nachrichten. 25. Dez. 1908.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 248 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Prof. Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig. ... Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag.
Neue freie Presse. November 1908.



Marianhill. Aus Passarge, Südafrika.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. gr. 8°. 367 Seiten mit über 50 Abbildungen, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Geschmackvoll brosch. Mk. 7.20 In Originalleinenbd. Mk. 8.—

„Alles in allem genommen ist Passarges Werk das beste augenblicklich über Südafrika, seine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde als Ganzes geschriebene Buch. Es ist ein echt geographisches Werk im modernen Sinne."

Max Friedrichsen, Bern. (Deutsche Literaturzeitung. Nr. 3, 29. Jahrgang, 1908.)

„Unter Mithilfe der neuesten Beobachtungen, sowie unter Verwertung guter photographischer Aufnahmen hat der Verfasser ein überaus klares, auf der Höhe des heutigen Wissens stehendes Gesamtbild von Südafrika zu entrollen verstanden, das sicherlich Anklang finden wird. ..... So ist S. Passarge wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zu statten. .... Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Professor Dr. Fritz Regel, Würzburg. (Frankfurter Zeitung, Nr. 312.)

„Wir dürfen Passarges neues Buch als wahren Schatzkasten und als Fundgrube für die neueste Belehrung über Südafrika betrachten."

Hamburger Fremdenblatt, 3. November 1907.

Bücher für Naturfreunde

Biologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. Migula. gr. 8°. 360 S. mit zahlr. Abb. nach Photographien und Zeichnungen. Buchschmuck von Gadso Weiland. Geh. M. 8.— Geb. M. 8.80



Aus Migula, Biologie der Pflanzen.

„So bringt der Verf. die wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens zur Sprache, wobei speziell die heimischen Verhältnisse Berücksichtigung finden. An unserem Auge ziehen in lebensvoller Darstellung die Entwicklungsprozesse der hauptsächlichen Pflanzenfamilien vorbei und ermöglichen ein selbständiges Beobachten der Natur ... Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß dies sehr schön ausgestattete, mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen des Verfassers versehene Werk, das für jeden Naturfreund eine sehr anregende Lektüre, für den Studierenden und Lehrer aber ein gutes Lehr- und Nachschlagewerk sein wird, die weitgehendste Verbreitung finden möge."

Bretschneider. Zeitschr. f. d. landw. Versuchswesen in Österreich. 1908.

Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien. Von Dr. P. G. Buekers. 8°. 365 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 4.40 In Originalleinenband M. 5.—

Ein solches Werk, das dem Naturfreund in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wirrwarr widersprechender Meinungen und Theorien zurechthelfen soll, entspringt einem oft geäußerten Bedürfnis. Von seinem Lehrer, Professor de Vries, unterstützt, führt der Verfasser den Leser ein in die heute im Vordergrunde des Interesses stehende Kontroverse: Zuchtwahl und Mutation, und gibt an Hand zahlreicher Beispiele aus Tier- und Pflanzenwelt eine fesselnde Darstellung vom heutigen Stande der Evolutions- und Deszendenztheorie.

C.G.Naumann, Lpzg.

Natur[illegible]iche Bibliothek.

Der Deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen.
184 S. mit zahlr. Abb. u. Taf. In Originalleinenbd. M. 1.80

Verfasser führt uns durch die Kiefernwälder des Ostens, die Auenwälder der Elbniederung, durch den Spreewald, durch die Eichen-, Tannen- und Fichtenwälder unseres Mittelgebirges, durch die urweltartigen Bestände im Norden und Süden des Gebietes, selbst bis in unsere Kolonien, und wir lernen Wesen und Wert des deutschen Waldes verstehen, seine Eigenart lieben und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen beobachten. Überall ist auf die Beziehung des Waldes zum Menschen das Hauptgewicht gelegt. Wir werden in die Tätigkeit des Forstmannes eingeweiht, sehen den Köhler bei der Arbeit, wohnen dem Fällen, dem Transporte und der Verarbeitung der Bäume bei, bis uns ein Rundgang im Mannheimer Hafen die Bedeutung des deutschen Holzhandels zeigt.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft.
152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband. M. 1.80

Die Beobachtung des Tierlebens bildet eine unerschöpfliche Quelle stiller Freuden für jeden echten Naturfreund. Sie ist ihm eine willkommene Erholung nach des Tages Last und Mühen; sein Bestreben wird also darauf gerichtet sein, sie sich Tag für Tag verschaffen zu können. Hierzu dient das Terrarium. Um aber dauernd seine Freude an seinen kaltblütigen Pfleglingen haben zu können, bedarf es einer mehr als oberflächlichen Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten. Diese zu vermitteln ist die Aufgabe unseres Buches, das uns eine Anleitung gibt für die Anlage und Einrichtung der Behälter und der Pflege ihrer Insassen.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes.
191 Seiten mit zahlr. Abb. In Originalleinenband Mark 1.80

Wie eine spannende Erzählung liest sich dies Buch, das uns unter Verwertung der neuesten prähistorischen und anthropologischen Forschung und unter Berücksichtigung der bisherigen Funde in lebensvollen Bildern die gewaltige Entwicklung vorführt, die unsere Vorfahren durchlaufen haben von dem ersten Auftreten des Menschen in Europa überhaupt bis zum Eindringen römischer Kultur in Deutschland. Wir lernen die Kulturen der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit kennen, durchwandern Jahrtausende und sehen wie sich allmählich der Kelte und der Germane aus einem unstäten Jäger zum seßhaften Ackerbauer entwickelt. Die Darstellung hält sich frei von allen unreifen Hypothesen und bietet nur das, was mit einiger Sicherheit von der Wissenschaft erkannt ist.

Naturwissenschaftliche Bibliothek.

Die Parasiten der Menschen und Tiere. Von Generaloberarzt a. D., Dr. von Linstow. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband. M. 1.80

Das Vorkommen von lebenden Tieren in lebenden Menschen und Tieren hat von jeher die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sich gezogen, und besonders merkwürdig wird diese Erscheinung, wenn wir nach den Lebensbedingungen dieser Schmarotzer fragen, nach ihrer Entwicklung, ihrem Bau sowie nach der Art und Weise, wie sie in den Menschen- und Tierkörper hineingelangen und wie ihre Brut wieder ins Freie kommt. Wir erfahren, wenn wir uns eingehender mit den Schmarotzern beschäftigen, daß man... von ihnen ihren Trägern gar keinen Schaden bringen, währ... ...dere unbequem werden, noch andere aber nicht nur schlim... ...eiten, sogar den Tod zur Folge haben. Die gefährlichste... ...narotzer sind die winzig kleinen pflanzlichen, welche di... ...rankheiten und furchtbarsten Seuchen hervorrufen, ...erttausende zugrunde gehen können.

Bilder aus dem Ameisen... ... Viehmeyer. 160 Seiten mit zahlreichen ... Originalleinenband. M. 1.80

„Bilder aus dem Ame... ...r eine Sammlung von kleinen Aufsä... ...verfolgen, den Naturfreund in an... ...chtigsten aus dem eigenartigen Leben... ...achen. Das Hauptgewicht ist ... ...o es ging, hat der Schreiber ... Betrachtungen verwertet; manche... ...a bis zum letzten Worte der Natu...

Di... ...n W. Zimmermann. Mit ... ...m Text und auf Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.80

Die Photographie ist durch die Erfindung der hochempfindlichen Trockenplatte so vereinfacht worden, daß viele die vorhandenen Schwierigkeiten unterschätzen. Mit dem einfachen — meist sinnlosen — Knipsen ist es nun doch nicht getan! Der Verfasser hat sich bemüht, die Bedingungen klarzulegen, die für eine gute Aufnahme notwendig sind; er will den Amateur von dem Zufall befreien und ihm dafür bei seiner Arbeit Sicherheit und Vertrauen geben. Für diese ist aber besonders nötig das Verständnis der optischen und chemischen Vorgänge, die das photographische Bild hervorbringen. Der Vermittlung dieses Verständnisses hat das Hauptbestreben des Verfassers gegolten.

Die dem Werkchen bei[redacted] sind sämtlich Originale; sie sollen die o[redacted]n. Die Fehlaufnahmen wollen dem [redacted] Augen führen, wie sich die Nichtbeacht[redacted] dem Resultat der Arbeit rächt.